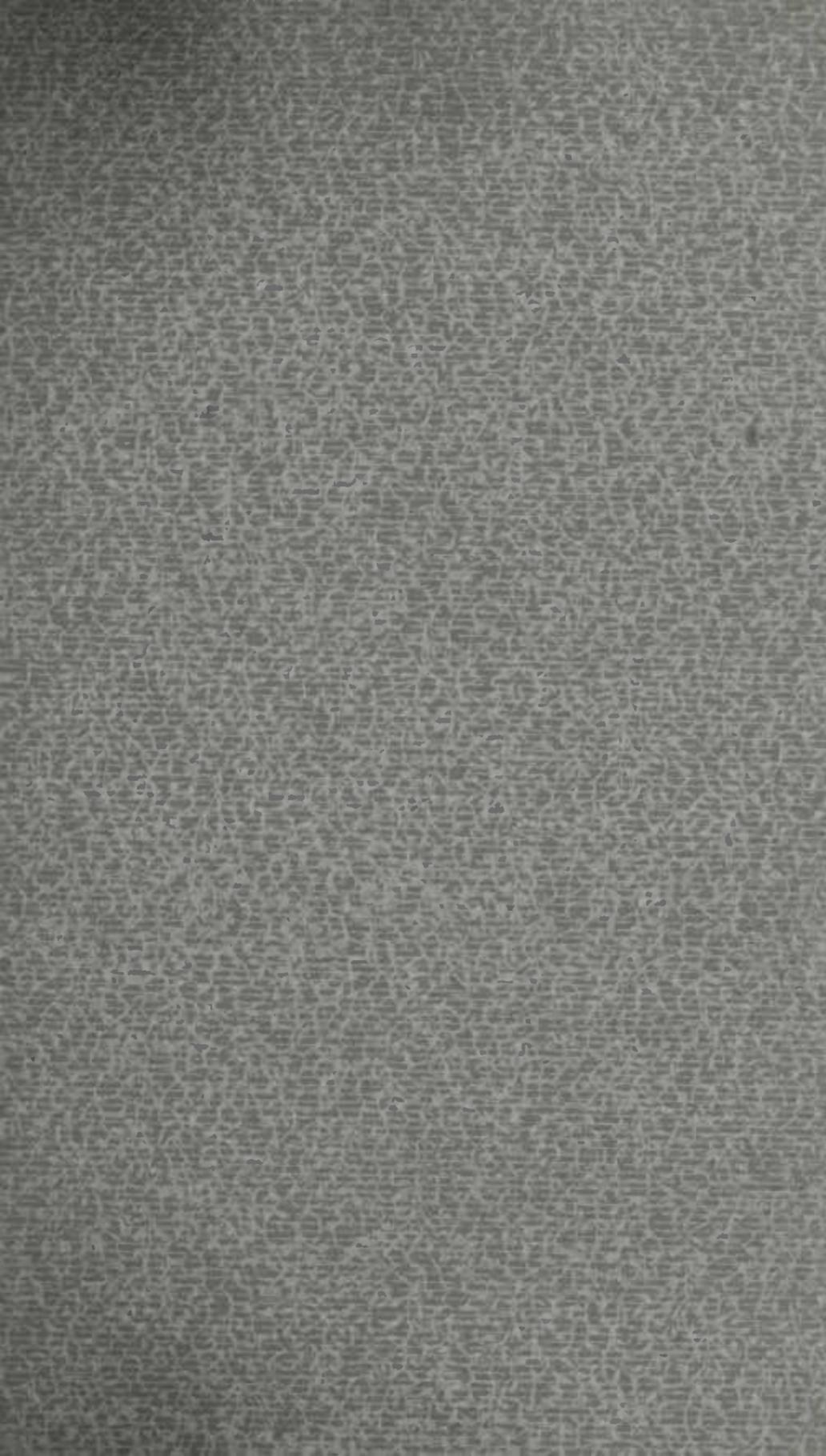




Je ne fay rien  
sans  
**Gayeté**

*(Montaigne, Des livres)*

Ex Libris  
José Mindlin





Dédié à  
la plus aimable  
habitante <sup>B</sup>  
de 1455  
Rio de Janeiro.  
Mademoiselle  
Henriette. Hook.  
par

son

Tris humble Serviteur  
L'Auteur



B

28

d



# RIO DE JANEIRO

und

seine Umgebungen

im Jahr 1824.

in

Briefen eines Nigaer's.

---

---

St. Petersburg,

Gedruckt bey der Kayserlichen Akademie der Wissenschaften.

1828.

Der Druck dieser Schrift ist unter der Bedingung erlaubt,  
daß nach Vollendung desselben, vor dem Verkaufe, fünf Exem-  
plare an die Dorpatische Censur-Comität eingesendet werden.  
Dorpat, am 18. Septemb., 1828.

statt des Präsidenten der D. Censur-Comität  
Wirkl. Staatsrath und Ritter G. Ewers.

---

## V o r w o r t.

Nachstehende Blätter schrieb ich zu meiner Unterhaltung auf der Rückreise von *Rio de Janeiro* im Jahr 1824, ohne Absicht, sie jemals herauszugeben, daher sie auch bis jetzt in meinem Pulte gelegen haben.

Um jedoch dem Wunsche mehrerer Freunde zu genügen, die der Meynung sind, daß sie für den künftigen Besucher von *Rio* einen nützlichen Leitfaden abgeben können, übergebe ich sie hiemit dem Druck. Doch konnte ich mich nicht entschließen, eine Umarbeitung derselben vorzunehmen, wo freylich manche, das größere Publikum wenig interessirende Stellen hätten weg bleiben müssen. Ich bitte in dieser Hinsicht um Entschuldigung, um so mehr, da ich keinesweges Schriftsteller bin.

Der einzige Werth, den dieses Büchelchen haben kann, ist, daß es durchaus nur Wahrheit enthält, so viel nemlich als wir, dem Irrthum unterworfenen Geschöpfe, diese Göttin zu erkennen vermögen.

St. Petersburg, im September 1828.

Ernst Ebel.

---



*Isle of Wight. Cowes* den 6 Januar 1824.

Lieber Freund!

Endlich verlassen wir diesen Hafen, und mit ihm Europa auf lange Zeit, und so will ich auch gleich mein Versprechen erfüllen, und Dich wenigstens in Gedanken theilnehmen lassen an allen dem Guten und Bösen, was einem Pilger zu den Antipoden nothwendig widerfahren muß. Vorerst einen kurzen Abriss meiner Reise bis hieher.

Ich schiffte mich den 14 November in Helsingör am Bord des Brigg-Schiffes Theodor, Capt. Joh. Seebeck, ein, der mit einer Ladung Schiffsb-Bedürfnissen nach Rio de Janeiro bestimmt war. Lange mußten wir auf der dortigen Rhede auf guten Wind warten, freilich in zahlreicher Gesellschaft, denn mit uns zugleich harrten Zweyhundert Schiffe auf Erlösung, doch machte dieser Umstand unsere Lage nicht angenehmer, und wir waren herzlich froh, als am 3ten December ein frischer Süd-Wind uns endlich erlaubte, die Anker zu lichten.

Die Fahrt bis hieher gehörte zu den gefährlichsten, die ich erlebt habe; beständige stürmische Westwinde verzögerten dieselbe unglaublich, und brachten uns oft in Lagen, wo nur die Güte des Schiffes und die Sorgfalt des Capitains uns retten konnte, wie dieses besonders bey dem fürchterlichen Sturm am 18ten December der Fall war, wo wir uns

gerade in der Nähe von Dover befanden, und der mehr als hundert Schiffen in dieser Gegend den Untergang brachte. Da auch nachher der Wind contrair blieb, entschloß sich der Capitain zuletzt, hier einzulaufen, welches den 20. December geschah.

Meinen nothgedrungenen Aufenthalt von vierzehn Tage auf dieser Insel wandte ich dazu an, um so viel möglich die Umgebungen kennen zu lernen. Mit Recht giebt man ihr den Namen eines englischen Gartens, denn eine reizendere Abwechslung von Berg und Thal, von romantischen und freundlichen Gegenständen läßt sich kaum denken. hiezu tragen besonders die vielen Landsitze reicher Engländer bey, die hier den größten Theil des Sommers zubringen, und ihre Wohnhäuser in elegant gothischem Geschmack erbaut haben, so daß man sich in die alten Ritterzeiten versetzt zu sehen glaubt. Eine wirkliche, und sehr interessante Ruine ist aber *Carisbroke Castel* wo Carl der Erste gefangen saß, und einen vergeblichen Versuch, sich zu befreien, machte. Noch zeigt man das Fenster, wo die Flucht bewerkstelligt werden sollte. Das Ganze ist aber verfallen, und gewährt nur höchst reizende Ansichten auf die fruchtbare umliegende Gegend. Ich machte die Tour von *Cowes* dahin, circa 6 engl. Meilen, zu Fuß, in Gesellschaft einer lebenswürdigen Engländerin, die mir durch die That bewies, daß die Damen hier bessere Fußgängerinnen, als bey uns im Norden, sind.

*Cowes* ist ein unbedeutendes Städtchen, hübsch durch seine Lage am Meer; die Lebensart ganz englisch, doch fand ich bey mehreren gebildeten Damen, die ich kennen lernte, nicht

die gezwungene Zurückhaltung, die man sonst den Engländerinnen zur Last legt; im Gegentheil waren sie artig und zuvorkommend.

Der Sonntag ist hier, wie in ganz England, der einförmigste Tag der Woche, und die, in manchen Stücken, so aufgeklärten Britten glauben noch immer, dem lieben Gott einen Dienst zu erzeigen, wenn sie sich diesen, außer dem Gottesdienste, einer anständigen Erholung gewidmeten Tag, durch die ausgesuchteste Langeweile unerträglich machen.

---

Im Gesicht von *Cap Frio*, den 23 Februar 1824.

Der Capitain weckte mich heute früh mit dem Worte, Land! und als ich auf das Deck kam, sah ich am Horizont die blauen Gebirge der Brasilianischen Küste sich erheben. Es ist eine eigene angenehme Empfindung, wenn man nach sechs Wochen beständiger Seefahrt, den lieben Erdboden wieder zu sehen bekommt, und unsere Ungeduld, den Fuß auf festes Land setzen zu können, vermehrt sich mit jedem Augenblicke.

Meine Fahrt hieher ist übrigens glücklich gewesen; der Wind war fast immer günstig, und dabey das Wetter größtentheils so schön, daß ich an einem Tische auf dem Deck schreiben konnte, und nie vom Wasser belästigt wurde. Außer einigen Wallfischen von mäßiger Größe, sogenannten Nordkapern, und einer bedeutenden Anzahl Boniten, die in starken Zügen uns begegneten und durch ihre Sprünge uns belustigten, sahen wir oft fliegende Fische, die sich in Schwärmen über dem Wasser erhoben, und wenn der Zufall einige davon auf das Deck fallen ließ, mir gebraten, ein vortreffliches Frühstück gewährten, da sie einen delicatesn Geschmack haben.

Ein interessantes Phänomen war für mich das Leuchten des Wassers; Bey den schönen dunklen Nächten hatte es das Ansehen, als ob man durch ein Feuermeer sich bewege, und die glänzenden bläulichen Flammen sprühten hoch an den Seiten des Schiffs, eine tiefe Glanzfurche an dem Kiel zurücklassend. Dieses Leuchten des Seewassers hatte ich wohl früher im Winter an der norwegischen Küste bemerkt, doch war es hier bedeutend stärker.

Eine zweite Merkwürdigkeit begegnete uns zwischen dem fünften und sechsten Grade nördlicher Breite, wo wir bey einem ziemlich frischen N.O. Winde plötzlich in einen Strom hineinkamen, der von S.O. kommend, uns in 24 Stunden circa 18 Seemeilen N. Westlich versetzte; das ganze Meer rauschte stark, und schlug kleine heftige Wellen, wie bey einer Strom-Mündung, wenn der Wind dem Strom entgegen ist. Ich überlasse es Nautikern, dieses Phänomen zu erklären.

Meine Gesundheit hatte sich vortrefflich erhalten, wozu besonders viel beytrug, daß ich jeden Morgen in einer Wanne ein Seebad nahm; eine Maasregel, die ich jedem Reisenden in diesen Gegenden anrathen möchte. Unseren häufigen Mond- und Stern-Observationen hatten wir es zu danken, daß, ohne einen Chronometer am Bord zu haben, wir mit unserer berichtigten Schiffs-Rechnung gut auskamen, und fast in derselben Stunde im Gesicht von Cap Frio anlangten, als unsere Berechnung es uns verheiß. Die Linie hatten wir nach der Mittagshöhe (Giffung) in  $23^{\circ} 49'$  durchschnitten; der dort herrschende Strom hatte uns aber so weit westlich getrieben, daß wir nach den Beobachtungen diese Passage in  $27^{\circ} 11'$  bewerkstelligt hatten.

Die gewöhnliche Taufe wurde feyerlich vollzogen, und obgleich der Capitain und ich uns durch eine Geldsteuer abkauften, konnten wir doch nicht vermeiden, mit einem derben Guß aus dem Mastkorbe begrüßt zu werden; desto wilder gieng es bey den Schiffs-Leuten zu, da von der ganzen Besatzung nur zwey Matrosen bereits die Linie passirt waren; einige Bouteillen Cognac, die ich ihnen zum Besten gab, hatten

eine schlimme Wirkung, indem aus dem Freuden-Fest eine Schlägerey wurde, die nur mit Mühe zu stillen war; eine gute Warnung für andere Passagiere, die aus Freygebigkeit in denselben Fehler fallen, und bey dem Seevolk, das kein Maaß kennt, nur Schaden anrichten.

---

Rio de Janeiro, den 28 Februar 1824.

So habe ich denn glücklich das Ziel meiner Reise erreicht, und Deine guten Wünsche sind in Erfüllung gegangen. Die Tour um Cap Frio war bald gemacht, und am andern Morgen hatten wir die Einfahrt zur berühmten Bay von Rio im Gesicht, die sich auszeichnet durch einen hohen, nackten Felsen links der Einfahrt, welcher der Zuckerhut, Portugiesisch *Paõ d'assucar*, englisch *Sugarloaf*, genannt wird, und wirklich täuschend diese Form hat. Als wir uns näherten, sahen wir das Innere der Bucht, und hatten zugleich den Anblick von Rio, der uns jedoch bald wieder durch eine Insel entzogen wurde. Weiterhin sahen wir links auf *Round Island* einen schönen, neuen Leuchtturm, der, unter der Aufsicht von *Lord Cochrane* gebaut, doch noch nicht vollkommen im Stande ist; und als gegen Mittag der Seewind sich erhob, segelten wir den *Forts St. Cruz* und *St. João* vorbey in die Bai hinein, und ließen in der Nähe einer dritten Festung, *Villagagnon*, die Anker fallen, woran wir durch einen Schuß von derselben erinnert wurden. Gleich darauf erhielten wir den Besuch mehrerer Bote mit Beamten von der Stadt, Zoll, Festung u. s. w.; doch spaßhaft genug war das von der *Sanität* das letzte, und der Officier derselben brauchte alle mögliche Vorsicht bei der Annäherung, während die übrigen schon lange am Bord gewesen waren. Die Bote hatten die brasilianische Flagge, gelb mit einem grünen Kreuz auf einer Weltkugel, waren mit zehn oder zwölf Neger als Ruderern bemannt, und die Officiere, von denen einige etwas Englisch und Französisch sprachen, trugen

an ihrem rechten Arm ein Schild mit der Devise: *Independencia ou Morte*, und an dem Hute die grün und gelbe National=Cocarde. Wir wurden höflich und artig behandelt, bekamen zwey junge Mulatten=Soldaten und zwey Zoll=Besucher an Bord, mußten aber vor Anker bleiben, da es schon zu dunkel wurde, um nach der Stadt hinaufzusegeln.

Als sich nach und nach alles zur Ruhe begeben hatte, blieb ich noch lange auf dem Verdeck, um in ungestörter Muse den Eindruck zu genießen, den dieser erste Anblick der neuen Welt auf mich machte.

Es war ein wunderschöner Abend, die Hitze durch einen wohlthuenden Seewind erfrischt, der nur eben das Wasser kräuselte, das von dem silbernen Schimmer des vollen, klaren Mondes erleuchtet war. In unzähligen neuen und prachtvollen Gestalten glänzten die großen Sterne der südlichen Zone an dem völlig wolkenleeren Himmel, dessen Bild oft sich in den dunklen Fluthen magisch spiegelte. In ehrwürdiger Majestät stieg das Küstengebirge herauf, an dessen Fuß das Meer mit dumpfem Brausen brandete. Die große glänzende Wasserfläche der Bai umgiebt ein ungeheurer Sirkel von Gebirgen, deren sonderbar gestaltete Gipfel, bald gleich Säulen in den Himmel hinauf zu steigen scheinen, dann wieder in dem zweifelhaften Scheine des Mondes wolkenähnliche Massen bilden, die den Horizont begränzen. In einem Halbzirkel amphitheatralisch, erhob sich in der Ferne die Stadt Rio hart am Ufer der Bai; der Schein von zahllosen Lichtern in den Häusern machte einen lieblichen Effect. Von Zeit zu Zeit stiegen im Hintergrunde eine Menge feuersprühender Raketen prasselnd herauf, und erleuchteten

plötzlich die ganze Gegend mit einem Sauber-Feuer, das eben so schnell wieder verlösch. Die Glocken zur *Ave-Maria* tönten feyerlich zu uns herüber, doch bald verstummten sie, auch die Lichter verschwanden allmählich, immer tiefere Ruhe senkte sich auf die Welt herab, und als der Mond sich hinter den Gebirgen verlor, eilte auch ich in meine *Coye*, da ich aus den entzückenden Betrachtungen der himmlischen Natur, durch das unpoetische Schnarchen der auf dem Deck schlafenden Mulatten-Soldaten, etwas unsanft zum Irdischen zurückgeführt wurde.

Den nächsten Morgen fuhr ich mit dem Capitain an's Land, in Begleitung der zwey Soldatzen, die uns nach dem Polizey-Hause hinbrachten.

Sonderbar ist die Empfindung des Anlandens. Statt weißer Menschen sieht man fast nichts als halbnackte Neger, die ein betäubendes Geräusch machen, und zugleich der Luft eine Ausdünstung mittheilen, die ganz besonders unangenehm auf die Geruchs-Nerven wirkt. Zugleich war die Hitze sehr groß, und wir mußten in derselben einen unendlich langen Weg bis zu dem Herrn Polizeymeister machen, der aber eben in der Messe war. Nachdem wir über eine Stunde gewartet hatten, kam er endlich in Begleitung seiner ganzen Familie gravitatisch von der heiligen Handlung zurück; wir wurden dann von ihm artig und schnell abgefertigt, und bekamen die Freiheit zu gehen wohin es uns beliebte, indem wir unsre bisherige *Escorte* mit einem Trinkgeld verabschiedeten.

Nur mit vieler Mühe fanden wir uns zu dem holländischen Consul, Hrn. Hindrichs, an den wir adressirt waren; hier wurden wir sehr freundlich empfangen, und ich war froh, mich etwas

ausruhen, und dem Treiben auf den Straßen zusehen zu können, wovon sich ein Europäer kaum einen Begriff machen kann. Es ist ein ununterbrochener Lärm auf denselben. Hier geht ein Duzend halbnakter Neger, jeder mit einem Sack Kaffee auf dem Kopfe; voran tanzt einer und singt zu dem Geräusch einer Erbsen-Klapper oder zweier zusammengeschlagenen Stücke Eisen einen einförmigen Vers, der von allen Trägern beantwortet wird, und ihnen als Tact dient, — dort tragen zwey andere an einer langen Stange ein schweres Weinfasß und stimmen bey jedem Schritte ein melancholisches Lied; an; hier läuft eine Menge Neger mit Salz-Säcken vorbei, sie sind nackt bis auf einen Schurz, laufen trotz ihrer Last, und der Hitze, gleichsam in die Wette und schreyen dazu so stark sie können; jetzt passirt ein halbes Duzend mit schweren Ketten aneinander geschlossener Neger mit Wasser-Eimern auf dem Kopfe — es sind Verbrecher die zu den öffentlichen Arbeiten gebraucht werden; — auch sie singen nach dem Tacte; ein paar andere rufen Wasser zum Verkauf mit einer weitschallenden, freischenden Stimme aus — hier geht eine Negerin mit Bananen vorbei, eine andre mit Confituren oder sogenannten *Doces*; beyde rufen, oder schreyen vielmehr, ihre Waare in lauter dissonirenden Tönen aus, — sie sind leicht gekleidet, mit bloßen Armen, Kopf, Hals und Füßen. Alle Waaren werden nur auf dem Kopf getragen, worin die Neger eine solche Geschicklichkeit besitzen, daß sie eine Theetasse mit Getränk gefüllt auf diese Weise tragen, ohne sie mit der Hand zu halten oder etwas davon zu verschütten, dabey wird nichts gethan, ohne zu singen und zu schreyen, — der Lärm wird

vermehrt durch eine Truppe Maulthiere mit Kaffee beladen die sich vor unserm Hause versammeln und die Straße versperren; endlich ertönt noch ein furchtbares Getöse, als ob Steine und Eisen zersägt werden, und siehe da, es rührt von einem ungeheuren zweyrädrigen Karren her, mit Bausteinen beladen, und von vier mächtigen Ochsen gezogen: die großen plumpen Räder drehen sich zugleich mit der Achse herum, und machen diese Höllenmusik. Zu alle diesem Toben kömmt noch ein fast unaufhörliches Glocken-Geläute, so daß man wirklich von allen dem Lärm wüste im Kopfe wird.

Den Mittag speisete ich im englischen Hotel in der *Rua d'auvidor* bey Campbell, wo die beste Table d'Hote in der Stadt seyn soll, (ich habe später bey Bulcher in der *Rua de Rosario* es eben so gut, und billiger gefunden) es waren zehn bis zwölf Gäste, größtentheils Engländer und Amerikaner.

Suppe, ein Duzend verschiedener Schüsseln, alle zu gleicher Zeit aufgetragen, Pudding, und Obst zum Dessert, nebst einer halben Bouteille guten Portwein, machten das *Diner*, welches vollkommen auf englische Weise zugerichtet war, und 800 Reis, circa 4 Rubel, die Person kostete.

Hier fand ich Gelegenheit, eine merkwürdige Person zu sehen, nämlich *Rio Rio*, den König der Sandwich Inseln, der, nebst seiner Gemahlin und dem ganzen Hofstaat, vor vierzehn Tagen hier angelangt ist, und sich nur acht Tage noch aufhalten wird. Er ist in einem americanischen Schiffe gekommen, daß er für sich allein befrachtet hat, um ihn von den Sandwich Inseln nach Europa und wieder zurück zu bringen, wobey er vor-

zöglich beabsichtigt seinem Collegen, König Georg, einen Besuch abzustatten, und sich durch den Augenschein von der Kultur Englands zu überzeugen. Er hat hier dem Kaiser die Visite gemacht, und ihn mit einem aus Federn künstlich gewebten Königs-Mantel beschenkt, auch nebst der Königin bey Hofe gespeist. Er ist ein schöner großer rüstiger Mann, ohngefähr dreyßig Jahr alt, von natürlich imponirendem Wesen, und hat einen lebhaften, dabey doch freundlichen Blick; seine Haut ist Olivenfarb, seine Kleidung vollkommen Europäisch, und er zeigt in seinem ganzem Wesen einen Anstand, den man ihm nicht zutrauen sollte. Die Königin dagegen ist eine vollkommene Wilde, von riesenmäßiger Größe und einem plumpen, derben Knochenbau, doch haben ihre Gesichtszüge ebenfalls viel Gutmüthiges. Neugierig besieht sie alles, grüßt Jedermann, und lacht beständig. Sie ist ebenfalls Europäisch gekleidet, trägt fast täglich ein anderes seidenes Kleid, und gewöhnlich eine Art Turban. Da sie aber auch nicht den entferntesten Begriff von Anstand und Schicklichkeit hat, so sieht sie eher lächerlich in dieser kostbaren Tracht aus.

Eine Hofdame oder Freundin, die sie begleitet, hat ein etwas lieblicheres Aeußere, obgleich sie auch nicht hübsch ist. Zwischen beyden gilt die vollkommenste Gleichheit; der König hingegen, obgleich er sich in der Tracht durch nichts von seinen Begleitern auszeichnet, wird von ihnen mit besonderer Ehrfurcht behandelt. Sein Hofstaat besteht aus einem sogenannten ersten Minister, einem Dolmetscher und einem Duzend Bediente. Er wohnt hier im Hotel schlecht genug, verzehrt aber viel Geld, da er die Sucht seiner Frauen-

zimmer zum Fuß reichlich zu befriedigen sucht, auch soll er eine bedeutende Summe in baarer Münze mit sich führen. Er bekennt sich zur Christlichen Religion und vielleicht trägt der Erfolg dieser Reise dazu bey, ein Volk zu civilisiren, dessen vortreffliche geographische Lage, zwischen Asien und Amerika, es bestimmen kann, dereinst eine wichtige Rolle in den Weltbegebenheiten zu spielen. \*)

Meine ersten Nächte in Rio habe ich sehr schlecht zugebracht, da noch kein Logis für mich gemiethet war, und ich daher in den Wirthshäusern bleiben mußte; diese sind aber durchgängig schlecht, und in den beyden erträglichsten bey Campbell und Bulcher war kein Platz. — Mit genauer Noth bekam ich die erste Nacht ein Unterkommen in dem französischen Hotel, mußte mich aber in einem Zimmer behelfen, das eine Art Ablege-Kammer war, und ohne Thüre, unmittelbar an den engen und schmutzigen Hof stieß. Meine Bettstelle war eine Tischplatte, denn die Art von Stroh=Matraze die darauf gelegt war, half so viel wie nichts: Mäuse wanderten ungenirt überall herum, und die Moskiten, (etwas größer wie unsre Mücken) unterhielten eine beständige liebliche Nacht=Musik; ich dankte daher dem Himmel, als um 5 Uhr die Morgendämmerung mir endlich erlaubte, mein appetitliches Bett und dieses Nest zu verlassen. — Die zwey folgenden Nächte schlief ich im Ship oder Italienschen Hotel, wo ich zwar ein reinliches Lager hatte, aber nicht nur mit zwey andern Personen in demselben Zimmer schlafen mußte, und von der Musik der Moskiten nicht verschont blieb,

---

\*) Leider ist der König, in England, bald nach seiner Ankunft gestorben.

(die mich indessen mit ihren Stichen nicht besonders belästigten) sondern auch häufige Bekanntschaft mit den Baratten machte, einer Art Tarakanen oder Laufkäfer, von denen hier alle Häuser wimmeln. Zugleich sorgten eine Menge Tauben, die schon vor Sonnen-Aufgang ins Zimmer hereingeflogen kamen, für mein zeitiges Aufwachen. Nimmt man hiezu die übergroße Hitze, die uns Tag und Nacht quälte, so wirst Du wohl einsehen, daß mein erster Aufenthalt hier nichts Reizendes hatte.

Meine Europäischen Tuchkleider haben sehr schnell leinenen Platz machen müssen; statt des Tractes trägt man größtentheils eine dünne leinene Jacke, ohne Halstuch und Handschuhe, welche letztere des Schweißes wegen, gar nicht gebraucht werden können. In der Nacht ist selbst ein Laken eine zu warme Bedeckung, und um nur einigermaßen es aushalten zu können, muß man bey offenem Fenster schlafen, welches indessen hier in den Sommermonaten, November bis May, ohne Gefahr für die Gesundheit geschehen kann. Auf den Straßen geht man mit einem leichten Regenschirm, der als Sonnenschirm an den Stellen gebraucht wird, wo die Häuser keinen Schutz geben. In der Nahrung bedarf es keiner besonderen Vorsicht, nur muß man sein gutes Glas Wein trinken, und so viel möglich das Essen der Früchte vermeiden, was mir keine Ueberwindung kostete, da ich keine einzige jetzt reife Brasilianische Frucht schmackhaft gefunden habe; alle besitzen einen süßlichfaden, gewissermaßen widerlichen Geschmack, selbst die berühmten Bananen oder Pisang nicht ausgenommen, die nur gebraten in Eyerluchen gut schmecken; sogar die Ananas, die hier ganz gemein ist, hat in Stelle des gewürzreichen Ge-

schmackß der Europäischen, einen rübenartigen, der keinesweges zum Genuß einladet. Die Ursache davon mag die seyn, daß man, Orangen ausgenommen, die Früchte nicht cultivirt, sondern ohne Pflege wild wachsen läßt. Ein sehr angenehmes und heilsames Getränk wird aber aus einer Frucht bereitet, die *Caju* heißt; sie hat die Gestalt einer *Poire-blanche*, schön roth und gelb, an dem Stengel-Ende eine dunkelbraune, harte schneckenförmige Nuß, die ein reizendes Oehl enthält. Nach Ablösung derselben wird die sehr saftreiche Frucht ausgepreßt und daraus mit Zucker, Wasser und etwas Rum, eine Limonade bereitet, die nicht nur angenehm säuerlich schmeckt, und äußerst kühlend ist, sondern zugleich so blutreinigend seyn soll, (daß man dieselbe hier allgemein für ein vortreffliches antisiphylitisches Mittel hält.) Meine Sachen, die ich vom Schiff bekam, waren wider alle Gewohnheit auf dem Zollhause Stück für Stück untersucht worden; die Ursache war ein mit uns zugleich angekommenes französisches Schiff, an dessen Bord sich ein Colly mit einer großen Summe falscher Brasilianischer Banco=Noten befunden hatte, \*) die dadurch eingeschreckten Beamten dehnten ihre Vorsicht und Nachforschung auf alle zugleich angekommene Schiffe und Passagiere aus. Der Urheber dieser berücktigten Unternehmung, ein früher hier ansäßig gewesener französischer Kaufmann, hatte diese Noten in Frankreich machen lassen, doch die fran-

---

\*) Die Brasilianischen Banco=Noten, sind von so schlechtem Papier gemacht, wie die Schwedischen RGS, in unbestimmten Summen von Viertausend Reis an; sie stehen gegen Silber 10 a 12 procent damno, im Handel gelten sie pari und sind die eigentliche Valuta. Scheide=Münze ist Kupfer von 80 bis 10 Reis, welches weit über seinem innern Werth ausgeprägt ist.

zösische Regierung selbst, die hiesige davon in Kenntni  
und Schiffs = Name, Form und Marke des Colly c  
Der Verfertiger war mit einem andern Schiffe ge  
hatte aber wahrscheinlich vor der Einfahrt von dem  
glücken seiner Unternehmung Nachricht erhalten, denn i  
nirte Schiff kam ohne ihn an, und die Bank sei  
Preis von 10 Conto de Reis (10,000 Thaler Hamburge  
auf seine Habhaftwerdung.

---

Rio, den 6<sup>ten</sup> März 1824.

Nun bin ich endlich völlig eingerichtet, und fange an, etwas gemächlicher zu leben. Durch einen Zufall habe ich ein hübsches Logis, ganz in der Nähe von Hr. Hindrichs, erhalten, es besteht aus dem 2<sup>ten</sup> und 3<sup>ten</sup> Stock eines neugebauten Hauses, in einer lebhaften Straße, ist der Sonne fast gar nicht ausgesetzt, und kostet nur 18 mille Reis oder 90 Ro. B. M. monatlich, was hier billig ist. \*) Indessen mußt Du nicht denken, wenn ich von einer ganzen Etage rede, daß darunter eine Reihe Zimmern verstanden werde; weit gefehlt: die meisten Häuser in Rio haben nach der Straße nur eine Fronte von drey Fenstern, oder eigentlichen Thüren mit kleinen eisernen Balcons zum Hinaustreten. Dieses ist das einzige ordentliche Zimmer, und hat im Hintergrunde gewöhnlich eine Abtheilung mit ein paar Glasthüren, wie ein Kofen, wodurch das Schlafzimmer gebildet wird; der ganze übrige Raum in der Tiefe des Gebäudes, wo gewöhnlich auch noch ein kleiner Hof sich befindet, besteht, außer der Küche nach Art der englischen Sparfüchen eingerichtet, aus größern und kleinern dunklen Zwischenräumen mit dünnen Scheidewänden, und nur als Domestiquen- und Ablege-Kammern zu gebrauchen. Gegen die Hitze ist diese Einrichtung sehr zweckmäßig, da die Sonne dadurch den wenigsten Einfluß bekommt, weswegen auch die Zimmer überall sehr hoch sind; doch vermißt man dabey alle gewohnte Bequemlichkeiten, und nur ein einzelner

---

\*) Ein mille Reis beträgt circa 5 Kubel Banco-Noten, ein Reis also einen halben Kopelen Banco M.

Mann kann ein solches Logis mit *Comfortabilité* bewohnen. So wie ich es Dir eben beschrieben habe, ist auch meine Wohnung eingerichtet; der dritte Stock besteht eigentlich nur aus einem hohen Dachzimmer, hat aber eine herrliche Aussicht über die umstehenden Häuser weg auf die schönen grünen Berge, die in der Stadt liegen, und eine so kühle Lage, daß ich es sogleich zu meinem Schlafzimmer bestimmte. Doch das Schwerste war noch zu thun, denn außer den nackten Mauern kann man gar nichts zur Miete haben, und ich war also gezwungen, mir alle Möbel und sonstigen Bedürfnisse zu kaufen, was ich erst nach vielen Beschwerden, durch Hilfe meiner hiesigen Bekannten und der Ausgabe von circa 100 mille Reis, bewerkstelligen konnte. Ich hatte mir gleich Anfangs einen Neger zur Bedienung angenommen, denn weiße Bedienten giebt es nicht. Der Kerl kostete mir 700 Reis täglich, prellte mich wo er konnte, und war mir einen großen Theil des Tages unnütz. Ich kam also auf den Einfall, es mit einer Negerinn zu versuchen, die zugleich das Waschen und Plätten verstände, denn in Rio ist nicht nur das Wäscherlohn theuer, sondern die Wäsche wird durch Klopfen sehr verdorben. Nie hätte ich einen glücklicheren Einfall haben können. Kaum hatte ich meinen Wunsch im *Diario*, der hiesigen Tages = Zeitung, angezeigt, so wurde mir von einer anständigen brasilianischen Herrschaft eine junge Negerinn zur Miete angeboten, für 6 mille Reis monatlich und beliebiges Kost-Geld, das ich sehr gerne auf ein halb Patac oder 160 Reis täglich bestimmte, und so für circa 11 mille Reis (55 Ro. B. A.) monatlich, eine eigene Sklavin hatte, die nicht nur alle meine Wäsche besorgte,

für mich nähren mußte, auch im Nothfall etwas zu kochen verstand, sondern auch beständig im Hause blieb, und mir dadurch mehr Sicherheit gewährte.

Lache übrigens nicht über diese, euren europäischen Begriffen so anstößige Gemeinschaft, denn wenn auch *Delphine*, (ist das nicht ein hübscher Name für eine Negerfrage) vielleicht nur sechzehn Jahr alt, und für eine Negerin ganz leidlich ist, auch sich, wie Du wohl denken kannst, mit Verschleierung von Nuditäten keine Mühe giebt, so fällt es mir doch so wenig ein, in einem solchen schwarzen Geschöpfe das Mädchen zu sehen, daß ihr Geschlecht auch nicht im geringsten in Betracht bey mir kömmt. Meine hiesigen europäischen Bekannten machten zwar Anfangs ihre Glossen darüber, in Kurzem sahen sie aber den Nutzen ein, und folgen bald meinem Beispiel.

Am vorigen Sonntag machte ich in Gesellschaft einiger Freunde eine Ausfahrt nach der Gegend von *Tejuca*. Das hiesige Fuhrwerk ist eine Art zweirädriger Chaise, mit zwey Maulthieren bespannt, auf deren Einem der Kutscher reitet, gekleidet wie die deutschen Postillione, mit hohen Stülpstiefeln. Lederne Vorhänge schützen uns für die Sonnenstrahlen, und die Leichtigkeit des Fuhrwerks ist zweckmäßig genug, nur ist es kostbar, und, mit dem gewöhnlichen starken Trinkgeld für den Kutscher, nicht unter 7 bis 8 mille Reis (35 bis 40 Ro. B. U.) den Tag, zu haben.

So wie man die Stadt verläßt, kömmt man auf eine *Chausée*, die der vorige König mit großen Kosten nach seinem Lustschloße *St. Christovão*, hat anlegen lassen; alle hundert

Schritte steht ein gemauerter Pfahl mit einer Laterne, links ist ein Sumpf, der bis jetzt nicht hat ausgetrocknet werden können, rechts sind Wiesen, und den Umkreis begränzen malerische Gebirge. Von diesem Wege bogen wir bey dem Dorfe *Matta Porco* links, wo der Weg nach *Tejuca* anfängt. In einer *Venda*, welches Kleinrämer-Buden, ohngefähr wie die Russischen Melotschnyi Laffen, sind, erquickten wir uns mit *Sangrida*, einem recht erträglichen Getränk, aus Portwein, Limonen, Wasser und Zucker.

Der Wirth war eben beschäftigt, auf dem kleinen Stück Land hinter seinem Häuschen Kaffee zu erndten, wovon aber noch wenig reif war. Die Kaffeeirsche hat ein faden süßlichen Geschmack. Auch Ananas und Orangen wuchsen hier wild. Letztere waren noch nicht reif.

Der Weg führt nun einigen hübschen Landhäusern vorbei, dann Bergan durch Mimosen-Hecken mit herrlichen, roth, weiß, und blau= blühenden Schlingpflanzen durstochten: prachtvolle Schmetterlinge umschwärmten uns, und die schönsten tropischen Bäume, die edle Dattel und Arefa-Palme, mächtige *Mango*= und Orangen = Bäume, und unzählige Bananen= oder *Pisang*=Bäume, von Früchten strotzend, gewährten, so wie die immer romantischer werdende Landschaft, dem Auge stets neue interessante Gegenstände, auch kamen wir an einer Stelle vorbei, wo der Kayser im vorigen Jahre eine eisenhaltige Quelle entdeckt hat, die er in einen schönen granitnen Brunnen einfassen läßt. Bis jetzt war der Weg noch erträglich gewesen, obgleich wir oft über große Steine gerüttelt worden waren, doch nun, gerade an einem kleinen Bach unter einem

weitüberhängenden Mimosen-Baum, hielten unsre Kutscher still, und erklärten einstimmig, daß sie nicht weiter fahren würden.

Da half kein Protestiren, wir mußten aussteigen, und den Rest des Weges, etwa eine Werst, bis zur *Fazenda* (Landbesitzung) von *Babstite*, wo das Ziel unserer heutigen Wanderung seyn sollte, in der glühenden Sonnenhitze zu Fuß machen. Doch hiemit war unsre Noth nicht geendigt: *Babstite*, der meinen Freunden persöhnlich bekannt war, und ein gastfreyer Mann seyn soll, (denn, *en parenthese* muß ich bemerken, daß es hier auf dem Lande keine Wirthshäuser giebt, sondern daß man einzig und allein von der Gastfreiheit der Guthsbesitzer abhängt), war unglücklicher Weise nicht zu Hause, wohl aber seine, wie ich hörte, erwachsenen Töchter, und sein *Feitor* oder Verwalter, ein Kerl mit einer wahren Mörder-Physionomie, der uns wohl für Wölfe ansehen mochte, die in diesem Schaaf- oder Lämmer-Stalle Unfug anrichten könnten, verweigerte uns mit aller Gewalt den Eintritt. Erst nach einer langen Kapitulation und durch die größte Artigkeit von unserer Seite, wurde uns derselbe gestattet, wir mußten uns aber mit der Vorhalle begnügen, indem sich die Schönen in das Innere des *Gynäcaeums* zurückzogen, und wir von dem alten *Cerberus* scharf bewacht wurden, der noch immer einen Sturm auf die, seiner Obhut anvertraute, Festung zu befürchten schien.

Zu unserm Trost erschienen indeß bald einige Knaben, Söhne vom Hause, mit denen wir in den Garten giengen, der diesen Rahmen freylich mit Unrecht trägt; aber von einem schönen natürlichen Bach durchschnitten wird, über den sich

die köstlichsten alten Bäume in reizender Unordnung wölben und bey einem kleinen Wasserfalle eine unbeschreibliche angenehm-kühle Stelle bilden. Hier, auf großen Steinen in der Mitte des Baches gelagert, erholten wir uns von der ausgestandenen Hitze, und sahen mit Entzücken dem Schwärmen der goldfarbigen Kolibri's zu, die hier vor den glühenden Strahlen der Sonne Schutz suchend, den duftenden Blumen unter summenden Zwitschern ihren Honig raubten; zuweilen verirrete sich auch ein prächtiger Tagfalter hieher, doch eilte er bald wieder der ihm wohlthuenderen Hitze zu.

Ein ziemlich gutes Mittags-Essen, an dem die Knaben Theil nahmen, war uns sehr willkommen; wir hielten dann ein Schläfchen unter dickbelaubten Kaffeebäumen, und als die Sonne sich ihrem Untergange zuneigte, und ihre Strahlen milder wurden, giengen wir längs einem von einer Bananen-Allee eingefassten Bach eine neu-angelegte Kaffee-Plantage hinauf, bis zu einer Stelle, *Boa-Vista* genannt. Wohl verdient dieselbe den Namen der schönen Aussicht: — rechts, die *Fazenda* mit ihren belaubten Umgebungen, und einer im römischen Styl gebauten Wasserleitung, deren weiße Arkaden einen schönen Kontrast bilden zu dem dunklen Grün der sie umgebenden Pisang-Bäume; links ein schroffer Granit-Felsen mit Urwald bewachsen, violette Büsche bedeckten viele Stellen, Affen spielten in den Bäumen, und aus der Ferne tönte das freischende Geschrey der *Aras* und andrer Vögel. Hinter uns zog sich ein steiler Bergpfad hinauf, belebt durch eine Truppe beladener Maulthiere, die den Reichthum des Landes, der Hauptstadt zuführten; und

nun vor uns, das herrlichste Thal: ein uralter halb erstorbener Baum bezeichnete die Gränze, und über ihn weg bis in die weiteste Ferne schweifste der Blick auf die reizende belebte Landschaft, die Stadt *Rio de Janeiro*, die Bay mit Schiffen bedeckt, auf der andern Seite *Praya Grande* und die sonderbar geformten Gebirge am Horizont, alles in einem Blick und in der malerischen Beleuchtung der untergehenden Sonne. Es war ein köstlicher Anblick!

Nur die zunehmende Dämmerung vertrieb uns von dieser schönen Stelle, und wir traten unsern Rückweg an, der dadurch nur merkwürdig war, daß bey eingetretener völliger Dunkelheit alle Mimosen-Hecken eine brillante Erleuchtung darboten, durch eine Menge hellglänzender Leuchtkäfer, die in diesen Gebüschchen herumschwärmten und deren bläuliches Licht eine magische Helle verbreitete.

Der Fasching, der in allen Europaisch-Katholischen Ländern so lustig zugebracht wird, ist hier unbeachtet; nur die drey letzten Tage zeichnen sich durch eine Lustbarkeit aus, die wohl, außer in Portugall, nirgends sonst Sitte seyn mag. Sie besteht darin, sich mit Wasser zu begießen, womit Vornehme und Geringe sich von 12 Uhr Mittags bis zur *Ave Maria* um 7 Uhr Abends amüsiren. Zu dem Zweck werden von den Schwarzen eine Menge farbiger Wachskugeln, inwendig mit Wasser gefüllt, zum Kauf herumgetragen, mit denen man sich gegenseitig so lange wirft, bis man entweder naß wie eine Kage ist, und das ganze Zimmer in Wasser schwimmt, oder die Müdigkeit einem das fernere Werfen verbietet. In vielen Häusern begnügt man sich aber nicht damit allein, son-

bern gießt ganze Schüsseln mit Wasser und spritzt mit Feuer-sprizen auf die Vorübergehenden, und wo etwa die Fenster verschlossen sind, werden die Scheiben mit den Wachskugeln entzwey geworfen, kurz, es ist ein unsinniges Vergnügen, da dieses Werfen nicht etwa nur unter Bekannten, sondern unter Cre i und Plebi statt findet, und die ersten Damen sich ein Vergnügen daraus machen, einen vorübergehenden Neger zu begießen. Auch ich kam, trotz aller Vorsicht, nicht ganz frey, und wehe dem, der es wagen wollte es übel zu nehmen. Ein paar fremde Officiere, die in ein Haus eindringen wollten, aus welchem sie ein unverlangtes Sturzbad erhalten hatten, wurden mit einem solchen Wasserstrom empfangen, daß ihr Muth sich plötzlich abkühlte, und sie, von dem Gelächter des Volks begleitet; ihr Heil in der Flucht suchen mußten; an einer andern Stelle soll es gar zu Dolchstichen gekommen seyn. In diesen drey Tagen wird gar nicht, oder nur während der Vormittage, gearbeitet; viele Familien entfernen sich gänzlich aus der Stadt.

Die Wasser=Wachskugeln sind für die Verfertiger eine schöne Einnahme, da eine ungeheure Menge verbraucht wird, und das Stück 20 bis 40 Reis kostet.

Diesem Spektakel folgte am Mscher=Mittwoch um 4 Uhr Nachmittags eine große Prozession. Es wurden allerhand Gerüste mit lebensgroßen Heiligen=Figuren, *Ecce homo's* u. s. w. von Priestern durch die Stadt getragen, die Gerüste waren schön mit Blumen geziert, und vor jedem giengen Mädchen von sechs bis acht Jahren, als Engel gepuzt, d. h. in hübschen bunten Kleidern, Flügeln von Gaze und reich mit Blumen und Steinen verziert; es machte sich nicht übel.

Der Zug, der wohl tausend Schritte einnahm, gieng bis zum Kloster *St. Antonio*, das auf einer Anhöhe liegt. Ich folgte demselben bis dahin. Alle Straßen, so wie die Fenster aller Häuser, waren mit Zuschauern angefüllt, besonders zeigte sich das schöne Geschlecht, das an gewöhnlichen Tagen nie sichtbar ist, jetzt an den Fenstern in seinem besten Schmuck und recht zur Schau heraus gepust, doch muß ich es meinem *guignon* zuschreiben, daß ich, so sorgfältig ich auch alle die Musterung passiren ließ, nicht so glücklich war, auch nur ein einziges schönes Gesicht zu erblicken. —

Als ich am Abend aus der Gesellschaft zu Hause gehen wollte, hatte es heftig geregnet und ein paar Straßen waren so überschwemmt, daß ich bis an die Kniee waten mußten, wenn nicht glücklicherweise ein paar Neger mit einer *Porte-chaise* gekommen wären, und mich für blankes Geld aus meiner peinlichen Lage befreit hätten. Diese Portechaisen sind übrigens sehr unzweckmäßig und bestehn aus einer länglichten Muschel, eine Art Stuhl darauf, einem massiv vergoldeten Himmel darüber, an welchem krumme Biegel befestigt sind, womit die Neger diese Maschine auf den Schultern forttragen, welches ein beständiges unangenehmes Schwanken verursacht. Rund herum gehen dicke schwarz-tuchene Gardienen, die gewöhnlich fest zugezogen werden.

Du mußt nun, lieber Freund! mir auf einen Spaziergang durch die Stadt folgen, indem ich versuchen will, Dir die Lage derselben einigermaßen zu beschreiben.

*Rio de Janeiro* in  $22^{\circ} 53'$  Süd. Breite,  $43^{\circ} 12'$  W. Länge, ist längs dem linken Ufer der Bay von

S. O. nach N. W. gebaut. Das S. O. Ende der Stadt ist gleichsam durch einen Berg bezeichnet, auf dem das Kloster *St. Theresa* liegt; weiterhin ist, von einem Theil der Stadt umgeben, der Berg *St. Antonio* mit einem Kloster gleichen Namens, dann näher der Bay zu, der *Monte do Castello* mit einer Festung, dem Neger-Gefängniß *Calhabouço* und der Kapelle *St. Sebastião*, dann ziehen sich die Häuser längs dem Wasser hin bis zum *Monte de Conceição* und dem *St. Bento*-Kloster auf einer Anhöhe, die die N. W. Spitze der Stadt bildet. In der Breite hat die Stadt fast so viel, wie in der Länge, man kann sie gewissermaßen in zwei Theile, die Alt- und Neustadt abtheilen, erstere vom Ufer an bis zur *Rua do Vallo* ist vorzüglich der Aufenthalt des Handels- und Gewerbestandes und der volkreichste Theil der Stadt; die Neustadt kann man rechnen von der benannten Straße *W. S. W. inclusive* der *Praça da Lampodoza* oder Theater-Platz und dem *Campo de St. Anna* oder *da Acclamação* bis zur neuen Königsstraße, und in diesem Theil wohnt der Adel, zugleich aber auch die ärmste Klasse der Brasilianer und Portugiesen. Die Straßen durchschneiden sich größtentheils in rechten Winkeln, doch giebt es viele ältere krumme und unregelmäßige Gassen, indef kann man sich bei einiger Kenntniß des Plans der Stadt leicht zurecht finden.

Noch füge ich eine kurze Beschreibung der Bay hinzu. Sie erstreckt sich von S. S. W. nach N. N. O. circa vier deutsche Meilen ins Land hinein, und ihre größte Breite mag drey deutsche Meilen seyn. Der *Sugarloaf* bezeichnet die Einfahrt links. Rechts hat man das *Fort St. Cruz*, dem ein zweites *Boaviagem* folgt, dann sind die Dörfer *Praya Domingo* und

*Praya Grande* am Ufer gebaut, und endlich *Armazem*, welches ein Gebäude der Regierung ist. Links neben dem Zuckerhut ist das *Fort St. João Lage*, dann sieht man die Pulvermühle auf einem Berge, in der Ferne die Gebirge von *Tejuca*, den *Corcovado*, einen hohen Berg mit einem Telegraphen, ferner *Bota fogo*, und die Kirche *Gloria* auf einer Anhöhe; dann kommt der Theresien-Berg, wo die Stadt anfängt, davor liegt die Insel *Villganhon* mit einem Fort. Am Ende der Stadt, gerade über *St. Bento*, liegt die Insel *das Cobras*, welches eine starke Festung und zugleich das Staats-Gefängniß ist, dann kommt der eigentliche Hafen, wo die Schiffe laden und löschen, mehrere hübsche Häuser zieren das Ufer bis zum kaiserlichen Lustschlosse *St. Christovão*, weiterhin breitet sich die Bay aus und enthält mehrere zum Theil bebaute Inseln, unter denen die *Ilha do Governador* (Gouverneurs-Insel) bei weitem die größte ist. — Der Horizont ist begränzt von den wunderbar geformten Gebirgen, worunter vorzüglich die runde Kuppel der *Manioca* und die Orgel-Gebirge hervorstecken, welche letztere durch ihre Orgelpfeifen ähnliche Gestalt diesen Namen erhalten haben. Es ergießen sich einige Flüßchen in die Bay, wovon das größte der *Ynhomerim* im Hintergrunde derselben, auch nicht bedeutend ist. —

Nach dieser vorläufigen Beschreibung wollen wir unsern Spaziergang antreten.

Wir fangen mit der Straße *Vallon guinho* an, der äußersten nach N. W. — Hier sind die Sklavenmärkte, bestehend aus großen Scheunen ähnlichen Häusern, gewöhnlich mit einem Garten-Platz im Hintergrunde versehen.

Sobald die Sklavenschiffe, die hier oft ankommen, gelöst und die Neger sich von der gewöhnlich nur kurzen Reife erholt haben, werden sie hier zum Verkauf ausgestellt. Et wenig Tagen eins angekommen mit 250 Schwarzen, theils Kinder von zehn bis vierzehn Jahren; sie hockten in denen Häusern, in drei Reihen auf der Diele, gleich da waren zwar munter und lustig, sahen aber häßlich und grau aus. Mehrere Käufer waren beschäftigt, sich die ihnen zu auszusuchen. Der Preis ist 150 bis 300 mille Reis (1500 Rubel B. Rff.) für den Sklaven.

Ich kann diese Gelegenheit nicht vorbeilassen, ob etwas umständlicher über diesen Gegenstand zu unterl.

Die Neger werden von der afrikanischen Küste und jenseits des Vorgebirges der guten Hoffnung *Mosambique* u. s. w. geholt; zwar sollen, laut Traktaten, keine nördlich der Linie gekauft werden dieses aber die besten und stärksten Neger sind, such Sklavenhändler durch Schleichwege sie von dort zu bekommen doch findet man sie hier nur selten. Es werden g theils Knaben und ganz junge Mädchen eingeführt, i es vorzieht, solche zu kaufen, und sie selbst zu erziehen, die Erwachsenen sich oft nicht an das hiesige Klima gewöhnen. Die verschiedenen afrikanischen Nationen unterscheiden sich fast auf den ersten Blick, durch die ihnen eigenthümlichen Physiognomien, und so ist ihnen auch der Charakter anren, denn Neger aus einigen Stämmen bleiben bei Sorgfalt stets tückisch und böshaft, so wie andere, bei die von *Mosambique*, einen sanften und friedlichen Cha

haben. Fast alle haben eine unangenehme, gleichsam thierische Ausdünstung, die es einem Europäer zuwider macht, in ihrer Atmosphäre zu seyn. Die Behandlung der Sklaven, ist hier allgemein gut, es ist den Herren streng untersagt, sie mit mehr als vierzig Schlägen zu bestrafen; bey größeren Verbrechen müssen sie an die Regierung abgegeben werden, die sie freilich, nach Beschaffenheit der Umstände, sehr strenge züchtigt; aber diese Härte ist nothwendig, um die große, die weißen Einwohner bei weitem an Zahl übersteigende Masse im Saum zu halten. Die Neger können gesetzlich ihre Freiheit erhalten, wenn sie das Geld, was sie gekostet haben, ihrem Herrn wiedergeben; dieses würde Vielen nicht schwer werden, da sie, gegen eine bestimmte Abgabe, die Freiheit haben, auf Arbeit auszugehen; aber selten denkt der Neger an den nächsten Tag, und wenn er einige Bintem \*) erübrigt hat, eilt er, sie zu vertrinken. Seine Bedürfnisse sind sehr geringe, die Kleidung kostet ihm fast gar nichts, und für 80 bis 100 Reis täglich, kann er sich vollkommen sättigen.

Die Männer findet man größtentheils von schönem Wuchs, und ich habe viele gesehen, die zum Modell eines Antinous unbedingt hätten dienen können; dabey giebt es manche, deren Körper ein lilla=braun=schwarz hat, welches, die natürliche Vorliebe für die weiße Farbe bei Seite gesetzt, wirklich schön genannt werden kann.

Ihre ganze Kleidung besteht oft nur aus einem Schurz um die

---

\*) Ein Bintem ist eine Kupfermünze von 20 Reis, oder circa 10 Cop.  
B. A. ff.

Nenden geschlagen; die meisten tragen aber kurze Beinkleider von ordinärem Baumwollen-Beug, zuweilen auch noch eine alte zerrissene Jacke, die sie irgendwo geschenkt bekommen haben, übrigens weder Hut noch Schuhe, welches nur ein Vorrecht der freyen Neger ist. In der Regel sind sie lustig, singen oder schreyen vielmehr fast den ganzen Tag, und da die glühende Sonnenhitze keinen Eindruck auf ihre nackten Körper macht, so können sie die größten Lasten mit Leichtigkeit tragen, welches immer auf dem Kopfe, und unter Anstimmung besonderer Gesänge geschieht.

Von musikalischen Instrumenten besitzen sie zweierley; eine Art Balalajka oder plumpe vielseitige Guitarre, und ein anderes Instrument aus einer halben Kokosnuß bestehend, an der ein Bogen mit einer Darmseite befestigt ist. Die Nuß wird hart an die bloße Brust gedrückt, und dann giebt die Saite eine Art Ton, wozu gewöhnlich eine einförmige Melodie gesungen, und mit einer Erbsen-Klapper geschrielt wird. Diese wahrlich abscheuliche Musik ist ihnen unentbehrlich, um ihre Laune zu erhalten, und in großen Magazinen, wo viele Neger arbeiten, hält der Besitzer oft eigene Kerle, die ihre Landleute durch Spiel und Poffenreißen unterhalten müssen, weil die Arbeit dann rascher von Statten geht. — Die Negerinnen sind fast durchgängig häßlich, selbst ihr Wuchs ist nicht einmal erträglich, und sie sind sehr zum Fettwerden geneigt, doch haben sie allgemein schöne Arme, und kleine schmale Hände und Füße, obgleich sie keine Fußbedeckung tragen dürfen. Viele sind tatuirt, oder haben sich allerhand Zeichen als: Mond, Sterne u. s. w. in's Gesicht eingeschnitten,

oft fehlen ihnen die zwei obersten Schneidezähne, andere haben sich dieselben ganz spitz zugeseilt, kurz ihre afrikanischen Verschönerungs-Mittel machen sie vollends abscheulich in den Augen eines Europäers. Ihre Kleidung besteht größtentheils aus einem Hemde ohne Aermel und einem Unterrock; doch giebt es manche, die ein ordentliches Kleid anhaben, auch behängen sich die Wohlhabenderen mit einem Stück groben Tuchs in Form eines Mantels, ihre wolligen schwarze Haare puzen sie zuweilen mit einzelnen Blumen und bunten Papier-Schnigeln, und halten es für eine Schönheit, wenn sie recht hoch auf dem Kopfe wie ein *Toupet* stehen; auch tragen sie gern Halsbänder von ordinären Glasperlen, zuweilen mit kleinen Silberstücken verziert.

Alle Neger müssen sich zur katholischen Religion bekennen und besonders die Negerinnen besuchen, so oft es ihnen erlaubt wird, die Kirchen; wobey sie sich nach Möglichkeit herauspuzen. Das Portugiesische, was sie sprechen, ist ein unangenehmes *Patois*, und von Fremden, selbst wenn sie der Sprache noch so kundig sind, schwer zu verstehen.

Was den Charakter der Neger im Allgemeinen betrifft, so ist darüber nur Eine Stimme, daß sie, selbst bey der besten Behandlung, nichts taugen und nur durch Strenge im Saum gehalten werden können. — Die Männer sind dem Trunk, dem Diebstahl und der Faulheit auf das äußerste ergeben; die Mädchen besonders der *Venus Vulgivaga*, und da es schwer ist, sie strenge dafür zu hüten, so treiben sie ihr Wesen so ungeschweht als möglich. Die gewöhnlichen Folgen davon sind daher gang und gebe, doch bemerkt man in den Straßen

nur selten so schrecklich entstellte Gesichter, wie in manchen andern großen Städten Europa's.

Es hat mir immer übertrieben geschienen, wenn ich die vielen sentimentalischen Geschichten von Negern gelesen habe, seitdem ich aber diese Menschen näher kennen gelernt, kommen sie mir vollends lächerlich vor.

Obgleich ich nicht in Abrede seyn will, daß es unter ihnen Genie's geben kann, und gegeben hat, wie ein *Toussaint*, *Christoph* u. s. w. so wird doch kein unbefangener Beobachter leugnen, daß diese Race noch in einer Art Kindheit sich befindet, und besonders eine ihr ganz eigne Apathie besitzt, die sie für alle höheren moralischen Gefühle unfähig macht, und ihnen nur den unbedachtsamen Frohsinn der Kinder läßt, so daß sie nie an den nächsten Augenblick denken, keiner dauernden Zuneigung fähig sind, und für nichts Sinn haben als zu essen, zu schlafen, und zu lieben; besonders findet dieses bey denen in Afrika gebornen Negern statt, selbst wenn sie ganz jung ausgeführt werden. Hier im Lande geborne Neger sind schon mehr der Kultur fähig, bei den Erstern hilft aber auch die beste Behandlung nichts. Diese Bemerkung mag paradox klingen, sie ist aber unbezweifelt wahr, und mir von den gescheutesten Leuten bestätigt worden. — Wahrlich! alle die menschenfreundlichen Männer, die ihre Kräfte erschöpfen, um über die Menschen-Rechte der Schwarzen zu deklamiren, sie sollten nur ein paar Wochen unter ihnen zubringen, und würden bald anderer Meinung werden. Statt Englands geheime Zwecke zu begünstigen, das den Sklaven-Handel nur seines eigenen Vortheils wegen abgeschafft sehn will, während es den

schändlichen Menschenraub der Barbareſſen tolerirt, ſollten die Mächte ſich vereinigen, die Behandlung der Schwarzen durch ſtrenge Geſetze ſo milde zu machen, wie es zum Theil ſchon hier der Fall iſt, und dieſes Volk wird ſich weit beſſer befinden, als in ſeinem Vaterlande unter der gänzlich deſpotiſchen und tyranniſchen Willkühr ſeiner eigenen Fürſten.

Wenn Du das Geſagte für eine Apologie des Sklavenhandels hältſt, ſo irrſt Du Dich in meiner Meinung.

Sollte es dereinſt den Amerikanern mit ihrer Unternehmung gelingen, die Neger in Afrika ſelbſt ſo weit zu civilifiſiren, daß ſie das Bedürfniß einer, auf die Anerkennung der Menſchen-Rechte gegründeten Regierung fühlen lernen, dann würde es die größte Schändlichkeit ſeyn, ſolche Menſchen aus ihrem ruhigen Beſitzthum zu rauben und wegzuführen, und ich will es herzlich wünſchen, daß die Civiliſation unter den Negern bald ſo weit fortgeſchritten ſeyn möge. So lange aber gerade das Gegentheil ſtatt findet, der Neger in ſeinem Vaterlande einer ſo geſetzloſen und empörenden Willkühr unterworfen iſt, daß damit verglichen, die härteſte Behandlung der Europäer menſchlich ſcheint, ſo lange wird es zum Wohl der Neger ſelbſt beitragen, wenn ſie aus ihrer Heimath hinweggeführt werden. Schon ſeit geraumer Zeit hat man hier Geſetze zu ihrem Beſten gemacht, wodurch ſie jetzt größtentheils vor eigenmächtiger Willkühr ihrer Herren geſchützt ſind; es bedarf nur noch einer ſtrengen und ſehr leicht zu bewerkſtelligenden Aufſicht, um zu verhindern, daß beim Transport die empörende Behandlung der Neger aufhört, und kein Schiff eine größere Anzahl einnimmt, als der Raum es bequem erlaubt, dann freilich würde aber der Neger

handel für's erste nicht aufhören, sondern die Sklaven nur etwas theurer werden, und damit ist den Engländern nicht gedient, die, selbst einen Ueberfluß davon in ihren Colonien besitzend; durch gänzliche Abschaffung des Negerhandels die übrigen amerikanischen Mächte verhindern wollen, ihre Besitzungen in Aufnahme zu bringen, und das schöne Wort „Menschen = Rechte“ nur zur Folie ihres eigenen Nutzens gebrauchen.

Was die Mulatten betrifft, so stehen sie mit den hier gebornen Negern auf einer Stufe, und sind nicht sehr zahlreich; die weiblichen sind in der Regel hübscher von Wuchs, als die Negerinnen, auch findet man mehrere Freigelassene unter ihnen, die man daran erkennt, daß sie Schuhe, und die Männer Hüte tragen.

Von den einheimischen wilden Nationen habe ich nur einen Botecuden gesehen, der Krankheit halber von einer großen Truppe zurückgeblieben war, die man eingefangen, eine Zeit lang hier gut behandelt, und dann wieder freigelassen hatte; er gieng ganz nackend, sah fürchterlich entstellt aus, durch seine herabhängenden Ohren und das abscheuliche Holz in der Unterlippe, und zeigte sich, obgleich gut genährt, sehr gefräßig. Auch eine Tupayás-Familie sah ich öfters; sie sind eher klein als groß von Wuchs, haben plumpe aber gutmüthige Physiognomien, eine helle Kupferfarbe, und waren wie die Neger gekleidet; sie sind völlig frei, und arbeiten im Arsenal. Hier waren auch ein paar Chinesen als Arbeiter angestellt, die in dem Aeußern viel Ähnlichkeit mit den Tupayás haben; bis auf die Augen, die lebhafter, und etwas in die Länge gezo-

gen sind. Doch diese lange Abhandlung hat uns ganz von unserm Spaziergang abgebracht, und es ist Zeit, daß ich ihn fortsetze.

Von der *Vallongo* geht man ein paar Straßen bis zum *Monte de Conceição*, wo eine Zucker-*Trapixe* ist. Dieses sind bedeutend große Räume oder Scheunen, in denen die von *Campos* oder *Santos* zur Stadt gebrachten Zucker-Kisten, unter Aufsicht der Regierung, gespeichert werden. Es giebt in *Rio* fünf dergleichen *Trapixen* für Zucker, alle längs dem Ufer gelegen, vier auf dieser Seite, und eine auf der Insel *das Cobras*. In jeder haben wohl zwey bis dreystausend Kisten Platz. Die Zucker-Kisten werden bei ihrer Ankunft angebohrt, und eine starke Probe genommen, nach welcher eine geschworne Comität die Gattung (*Redondo, Meia Redondo, Batide, Meia Batide* und *Moscobade*) bestimmt, der gemäß das Zeichen auf die Kiste eingebrannt wird; zugleich werden sie numerirt, gewogen, und das Netto-Gewicht mit schwarzer Farbe aufgemerkt, indem die Thara so angenommen wird, wie sie der Pflanzler auf den Kisten angezeigt hat. Beim Verschiffen findet das Nachwägen nicht statt, auch kömmt das Gewicht gewöhnlich sehr gut aus, da große Ordnung in dieser Verwaltung herrscht. Im October und November kommen die bedeutendsten Zucker-Partheien zur Stadt, wo dann auch gewöhnlich die Preise am billigsten sind. Die Regierung nimmt von den Zuckern eine Abgabe von 10 p. Ct. die der Verkäufer tragen muß; das Lager-Geld, ohne Rücksicht auf längere oder kürzere Zeit, ist 30 Reis die Arroba (eine Arroba ist circa 35 Pf. russisch), wovon der Käufer und Verkäufer jeder die Hälfte tragen. Für andre Waaren, als: Häute, Mehl, Weizen u. s. w.

gibt es besondere *Trapixen*. Von dem *Monte Conceição* durchwandern wir wieder einige Straßen, lassen das St. Bento-Kloster links liegen, und befinden uns am Anfang der Hauptstraße *Rua Direita* vor dem Eingange zum Arsenal; laß uns hinein gehen! —

Alles wimmelt von geschäftigen Leuten, denn der Kaiser sucht seine Marine auf einen respectablen Fuß zu bringen; unter mehreren Obdächern sind neue Kanonenböte angefangen, ein großes massives Gebäude enthält unten Magazine von Kriegs-Bedürfnissen, oben die Marine-Behörden und Wohnungen der Beamten; in mehreren anderen Häuschen sind Werkstätte und Ablege-Behälter angebracht, alles ist in der größten Thätigkeit, denn der Kaiser kömmt fast täglich selbst hieher und will alles schnell vollendet sehen. Hier stehen mehrere Officiere in Marine-Uniform, einer von ihnen ist Lord Cochrane, jetzt in hiesigen Diensten; sein Neuferes hat nichts Ausgezeichnetes. Weiterhin wird eine große Parthie Tauwerk empfangen, der Intendant des Arsensals, ein schon alter sehr würdiger Mann, ist selbst zugegen; er ist früher Admiral gewesen. So lange er dabei ist, wird rasch gewogen, aber kaum wendet er den Rücken, so machen die andern Herren mit aller möglichen Artigkeit Feyerabend, und der Lieferer muß Wochen lang warten, bis es ihnen gefällt, den Empfang fortzusetzen. Die Arbeiter sind größtentheils Verbrecher, weiße und schwarze, ohne Unterschied zu zweien mit einer schweren Kette zusammengefesselt. Das Diebes-Handwerk haben sie darum doch nicht verlernt, denn als ein Bekannter von mir einmal ein paar Bouteillen Champagner hinbrachte, in der

Hoffnung, durch diesen flüchtigen Geist die Langsamkeit der Empfänger zu beflügeln, und sich nur einen Augenblick von seinem mit einem Tuche bedeckten Neektar entfernte, war sogleich die Hälfte verschwunden, und der Thäter, wie natürlich, nicht aufzufinden. Einer sehr üblen Gewohnheit muß ich noch erwähnen; man raucht nemlich hier zwischen allen diesen feuerfangenden Waaren ganz ungenirt seine Cigarro, wirkt auch wohl den noch glimmenden Stummel unbedachtsam hin, und als ich dem Intendanten meine Verwunderung darüber bezeugte, meinte er, daß es nichts zu sagen habe und man kein Beispiel eines dadurch verursachten Schadens hätte.

Die sämtlichen Arsenal-Gebäude sind von der Landseite mit einer Mauer umgeben, und an den zwey Eingängen befindet sich eine starke Wache. —

Neben dem Arsenal ist der Hauptplatz für die Fährböte, deren es zweierlei giebt, Böte mit zwei und vier Negern als Ruderer bemannt, und mit einem leinenen Sonnendach versehen, und Canots, trogähnliche circa zwanzig Fuß lange Fahrzeuge, von zwei Negern, wovon an jedem Ende sich einer befindet, regiert. Diese letztern sind billig, und für einige Bintem kann man überall hinfahren; erstere rühren sich selten unter 480 Reis. Wir gehen jetzt die *Praya*, oder das Ufer entlang. Der Platz bis zu den Häusern ist mit allerhand verkäuflichen Sachen bedeckt, Brennholz, Bananen, türkischer Weizen, Farinha (Manioc-Mehl), Bohnen, u. s. w. Hier herrscht aber ein unangenehmer Duft, und überall ist dicker Schmutz verbreitet, denn in ganz *Rio* giebt es weder einen Ausguss, noch ein Privé, sondern alles dieses wird von Negern aus den

Häusern getragen, und zum Theil auf dieser Stelle an dem Ufer ins Wasser gestürzt, indem man es der Fluth überläßt, dasjenige davon wegzuführen, was sie erreichen kann. — Weiterhin ist die *Praya dos Mineiros*, wo diese Bewohner von *Minas* in großen mit einem Dach versehenen Bötten anzulanden pflegen. Dann kommt der *Praça do Commercio*, der jetzt ganz angefüllt mit unverkauften Ankern und großen Steinen liegt; zwischen diesen treiben eine Menge Negerinnen ihr Wesen, indem sie unter freyem Himmel oder einem schmutzigen Leinwand-Dach, bei einer Kohlenpfanne, die appetitliche Kost der Neger, aus *Carna Secca* (getrocknetem Fleisch), *Feixões* (Bohnen) und *Farinha* (Manioc-Mehl) bestehend, bereiten, die diese liebenswürdigen Naturkinder dort in Menge verzehren, indem sie dazu, statt der Löffel, sich der ihnen von Gott gegebenen zehn Finger bedienen.

Auf diesem Plage steht die Börse, ein von dem letzten Könige bald nach seiner Ankunft hier erbautes wirklich schönes Gebäude. Es ist ein Viereck mit vier gleichen Fronten; das Innere besteht aus einer herrlichen, mit Säulen verzierten und mit einer Kuppel versehenen Rotonde, und an den vier Ecken sind große Zimmer zur Besorgung der kaufmännischen Geschäfte angebracht. So weit wäre alles gut, aber da hier kurz vor der Abreise des Königs der Vorfall statt fand, daß dort versammelte Bürger durch Soldaten überfallen, und mehrere derselben erschossen wurden, so setzt seitdem kein Kaufmann mehr seinen Fuß in dieses Gebäude, und als der Kaiser vor ein paar Tagen befahl, einen Theil der Zollbehörden dahin zu verlegen, fand

sich's, daß die ganze nördliche Fronte gesunken war, und daher wird dieselbe jetzt abgetragen.

Neben der Börse liegt die *Alfandega* oder das Zoll-Gebäude. Es besteht aus mehreren großen Packhäusern und vielen Comptoirs für die Beamten. Von 8 Uhr Morgens bis 2 Uhr Nachmittags herrscht hier das ganze Jahr hindurch ein beständiges Gewühl, denn der Handel von *Rio* ist sehr bedeutend und wird es mit jedem Jahre mehr. — Alle nur denkbaren Handels-Artikel Europens werden hier hergebracht, besonders überschwemmen Engländer und Franzosen diesen Ort mit allen möglichen Fabrik- und Manufactur-Waaren. Die ankommenden Schiffe dürfen nur von Mitternacht an, bis 7 Uhr Morgens löschen; dann müssen die Lichter-Fahrzeuge an den Zoll kommen, und hier werden die Waaren unter genauer Kontrolle in den Packhäusern niedergelegt, wozu eigens dafür verantwortliche Leute angestellt sind. Alle Waaren ohne Unterschied werden Stück vor Stück untersucht, und wo es angeht, mit einer Plombe versehen; der Zoll ist 24 p. Ct. vom Werth, nach einer stattfindenden früheren Taxation, die größtentheils etwas geringer, als der wirkliche Werth, oft aber sehr unverhältnißmäßig und falsch ist. Englische Waaren in englischen Schiffen direct aus Großbritannien zahlen laut Vertrag, nur 15 p. Ct. — Nach den gemachten Erfahrungen bin ich fest überzeugt, daß in der Folge ein sehr vorteilhafter directer Handel mit russischen Manufacturwaaren, als Tauwerk, Seegeltuch, Glas u. s. w. wird eingeleitet werden können, da diese Artikel alle billiger und besser von Rußland, als von irgend einem andern Ort gestellt werden können, und in großer

Menge verbraucht werden. Es wäre höchst wichtig, und wie ich glaube, mit wenigen Schwierigkeiten verknüpft, wenn die russische Regierung durch einen Handels-Traktat sich dieselben Vortheile zueignen würde, die die Engländer besitzen, und der Nutzen würde bei Rußlands unermesslichen Hülf=Quellen und dem jetzigen Fabrik=System, gewiß alle Erwartung übertreffen.

Der Zoll ist die Haupt=Einnahme der hiesigen Krone, da sonst fast gar keine Abgaben erhoben werden. Die Zollbeamten sind, was man nicht überall in Europa findet, artig und so viel sie können, gefällig; nur geht die Expedition der sehr gehäuften Geschäfte, und des, für die Größe derselben zu beschränkten Raumes wegen, sehr langsam. Die namhaften Kaufleute hier genießen übrigens den Vortheil, daß sie die Zoll=Abgaben erst drey und sechs Monaten nach geschehener Dispassirung zu entrichten brauchen, was bei den hohen Interessen ein bedeutender Gewinn ist. Die Arbeiter am Zoll sind alle Neger, die von der Regierung bezahlt werden; die Waaren werden beim Hin= und Herschleppen mit so geringer Sorgfalt behandelt, daß einem Europäer vor Neger die Galle überlaufen kann. —

Wenn man von der Wasser=Seite um das Zollhaus herum geht, kommt man an die *Praya*, wo der Fischmarkt ist. Die schwarzen Verkäufer sitzen unter einem hölzernen Obdach, wo die Fische und Schildkröten einigermaßen vor den Sonnenstrahlen geschützt sind. Hierauf erreicht man einen recht hübschen viereckigen Platz, *Praga do Pallacio*, oder Pallast=Platz; er ist gepflastert und mit ansehnlichen Häusern und ein paar Kapellen umgeben. Die eine Seite

nimmt der königliche Pallast ein, der indessen nur ein großes Haus, ohne architektonische Merkwürdigkeit ist, und auch nicht mehr zur Wohnung für die kaiserliche Familie dient, die sich beständig auf dem Lustschlosse *St. Christovão* aufhält. In der Mitte der einen Fronte dieses Platzes, nach der Wasserseite zu, steht ein steinerner, mit vielen Schnörkeln und andern Sierrathen überladener Springbrunnen, aus dem das schönste Wasser, von der großen Wasserleitung hergeführt, strömt, und der daher immer von Negern und Negerinnen belagert ist, die das Wasser für ihre Herrschaft oder zum Verkauf von hier holen; solcher großen Spring-Brunnen giebt es fünf in *Rio de Janeiro*, die Menge kleiner nicht gerechnet. Das Ufer an diesem Platz, und noch etwas weiter, ist mit einer soliden, steinernen fünf Fuß hohen Mauer und dergleichen Bänke eingefast, wo sich nach Sonnenuntergang viele Menschen versammeln, um die frische Kühle der Seeluft zu genießen.

Wir gehen noch das Ufer entlang bis zur *Praya Manuel*, wo der Vogelmarkt ist, und Dein Auge entzückt wird, von der Menge schön gefiederter Vögel, die hier verkauft werden. Außer den mannigfaltigsten Papagoien, sieht man auch den schönen Kardinal mit der Scharlach Federkrone, und vor allen Dingen die prächtige *Tiwa*, einen Vogel von der Größe einer Nachtigall, mit schwarzen glänzenden Schwungfedern die drei mal länger sind, als der Vogel selbst. Auch sein Gesang ist angenehm; was bei den Tropischen Vögeln eine Seltenheit ist.

Wir verlassen jetzt das Ufer und gehen rechts durch eine Querstraße nach der *Rua da Misericordia*. An ihrem Ende liegt das Hospital, vorzüglich für Kranke geringerer Klasse bestimmt, auch haben die Pater die Verpflichtung, die in der Stadt sterbenden Neger und andre aus der niedern Volksklasse auf ihrem Kirchhofe zu beerdigen. — Doch ich bin von dem vielen Gehen warlich müde, und mein Magen erinnert mich, daß es halb drey Uhr, die hiesige Essenszeit, ist; ich eile also die *Rua Misericordia* hinauf, wo ich nichts Merkwürdiges finde, durch den Bogen am Pallastplatz, der dieses Gebäude mit der Bibliothek vereinigt, durch, und über diesen Platz, die *Rua Direita* ganz hinauf, bis zu einem Freunde, wo ein gutes Mittagmahl meine Kräfte wieder herstellen soll.

Es ist fünf Uhr, und da nur höchstens bis sechs Uhr Tag ist, so wollen wir eilen, unsern Spaziergang fortzusetzen; wir waren heute Morgen die Stadt der Länge nach durchwandert, in derselben Lage gehen die Straßen *Candellaria*, wo alle Wachlicht-Verkäufer, die *Rio* in großer Menge zählt, ihre Buden haben, dann die *Rua da Quitanda*, wo die Portugiesen ihre Schnitt-Waaren-Laden haben; eine Bude ist neben der andern, sie sind ohne Ausnahme so klein, daß kaum 3 bis 4 Personen sich darin umwenden können; von Außen sind mehrere Stoffe ohne Geschmack aufgehängt und nur in einigen wenigen findet man elegante Waaren.

Die *Rua dos Ourives*, die darauf folgt, ist aber wirklich brillant, denn sie besteht, obgleich sie ebenfalls einen großen Theil der Länge der Stadt einnimmt, fast nur aus Silber- und Schmuck-Buden, und enthält daher eine große Menge

dieser Läden, wovon mehrere einen reichen Vorrath verarbeiteten Silbers besizen. Nach genauer Untersuchung muß ich aber bekennen, daß ich fast gar keine geschmackvollen Gefäße und diese nicht vollkommen gut gearbeitet gefunden habe; daß wenige einigermaßen erträgliche, waren Aufsätze, die aus *Porto* gekommen, und im englischen Geschmack gearbeitet waren.

Unter den Edelstein-Läden ist vorzüglich einer merkwürdig, der nach der allgemeinen Meinung für achtzig bis hundert *Conto de Reis* \*) an Steinen enthält. Es ist eine wahre Freude, die große Menge verschiedener, oft schön geformter, Edelsteine zu sehen: Topase, Chrysolite, Amethyste, Smaragde, Brillanten und viele andre Gattungen; man ist übrigens sehr irre, wenn man glaubt, daß diese Waare hier für einen Spottpreis zu haben ist, im Gegentheil ist sie allgemein so theuer, daß man sie in Europa beinahe eben so billig kaufen kann.

Die nun folgende *Rua do Vallo*, die gewissermaßen die Grenze der Altstadt macht, enthält nichts Merkwürdiges; wir besuchen daher die Querstraßen, die diesen Theil der Stadt durchschneiden, wir gehen die Straßen *Pescadores*, *Violas*, *St. Pedro* und *Rua do Sabaõ* vorbei. Die *Rua d'Alfandega* ist der Aufenthalt aller Tischler und Sattler, die hier fast ausschließlich ihre Magaziene haben; alle Arbeiter in sämtlichen portugiesischen und brasilianischen Werkstätten sind durchgehends Neger. In der *Rua de traz do Hospizo*

---

\*) Ein *Conto de Reis* ist die Benennung für eine Million Reis oder 5000 Rubel B. U.

und *do Rasario* ist nichts besonderes zu sehen; doch nun treten wir in die *Rua d'Ouvidor*, und glauben uns nach Paris versetzt. Hier in dieser Straße haben nemlich die Franzosen ihre Laden angelegt, und zwar mit aller Eleganz der Französischen. Die kostbarsten und feinsten Stoffe, und tausend Kleinigkeiten des Luxus und der Mode sind nicht nur in denselben zu haben, sondern locken auch durch eben so geschmackvolle, als brillante Auslagen, die Vorübergehenden hinein. Dabey sitzt gewöhnlich Madame oder Mademoiselle elegant gepuzt hinter dem schön polirten Tisch, und in den Modeladen sind ein halbes Duzend sehr fein und sauber gekleideter möglichst hübscher Negerinnen beschäftigt, Puz zu bereiten, während (es ist schon dunkel) eine Menge argantischer Lampen, deren Schein durch große Wandspiegel verdoppelt wird, eine brillante Helle verbreiten. Hier bekommt man Alles, was sich der verwöhnteste *Petit-maitre*, die eleganteste Mode-Dame wünschen kann, versteht sich für sehr schweres Geld. — In jenem Laden des *Maitre Coiffeur* willst Du deine Haare schneiden lassen; er führt Dich in ein sauberes, ganz mit Spiegeln garnirtes Cabinet, und Du wirst *à la française* oder *à l'anglaise* geschoren; auch steht *huile antique* zu Deinem Dienste, der Preis für die Bewürzung wird deiner Generösität überlassen, aber wenn Du weniger gibst als eine mittle Reis (circa 5 Ro. B. N.) so bekommst Du ein unfreundliches Gesicht. — Ein *maitre tailleur Cesar* hat so eben hier ein doppeltes Atelier errichtet; zwanzig Neger und ein halbes Duzend Negerinnen sind in dem einen Zimmer mit der Naharbeit beschäftigt, während die drei Chefs und ein

paar andere französische Commis in dem andern alle Hände voll zu thun haben, um die bestellten Sachen zuzuschneiden und ihren Kunden die eleganten Stoffe vorzulegen, womit ihr auf das glänzendste ausgepuktes Waarenlager, so eben aus Paris versehen worden ist.

Lafß uns nun auch den übrigen Theil der Stadt besuchen. Am obern Ende der *Rua d' Ouidor* tritt man auf den Platz *St. Fransisco de Paula* mit der Kirche gleiches Namens, die die größte in *Rio* ist; der Platz ist nicht groß und enthält in der Fronte die moderne Ruine einer andern Kirche, die erst halb vollendet worden, und bei dem jetzigen Mangel an Religions-Eifer wohl nie geendigt werden wird. Moos und Bäume, die auf den Mauern wachsen, und Siegen die häufig darauf herum klettern, geben einen grotesken Anblick. Wozu braucht es auch der vielen finstern Mauern in einem Lande, wo Gottes Größe sich tausendfach in der herrlichen Natur ausspricht.

Rund um diese Ruine wohnen die Pferde- und Wagen-Verleiher und haben ihre Ställe an dieselbe angebaut.

Gleich daneben ist das neue, von dem Könige 1810 erbaute Theater, ein Eckhaus, das einen großen Platz einnimmt, und seine mit Arkaden versehene Fronte nach dem geräumigen Theaterplatz, sonst *Lampodoga* genannt, hat. Von hier aus rechts kömmt man nach dem *Campo de St. Anna*, jetzt *d'Acclamacao* genannt, weil auf demselben der Kaiser *Pedro* der Erste am 12 October 1822 als solcher vom Volk proklamirt wurde; es war zu dem Ende hier ein hübsches Häuschen gebaut worden, wo er sich mit Gemahlin und

Kinder während der Feyerlichkeit aufhielt, und das noch steht. — Der Platz ist so groß, daß zwanzig tausend Mann mit Bequemlichkeit darauf manövriren können; in der Mitte ist ein sehr ansehnlicher steinerner Spring-Brunnen, der immer von Negerinnen umgeben ist, die hier ihre Wäsche waschen, denn diese wird in *Rio* nur in kaltem Wasser gewaschen, und derb geklopft. Umgeben ist der Platz nur auf einer Seite von einem schönen Gebäude, dem kaiserlichen Museum, ebenfalls vom Könige gebaut. Die Häuser auf den drei andern Seiten sind größtentheils klein, und nur wenige bedeutende darunter, wie das des Grafen *Rio Secco* und ein paar andere. Von hier führt der Weg nach der Königsstraße und bald zur Stadt hinaus. Geht man den Theaterplatz hinüber links, so kommt man an die *Rua Lavradio*, die auf der südwestlichen Seite der Stadt fast bis zum Theresien-Berg führt; man wendet sich am Ende derselben wieder links und geht durch einen Theil der Arcaden der Wasserleitung, die sich hier schön ausnehmen, durch die *Rua das Mangueiras* bis zum öffentlichen Garten, der nahe beim Theresien-Berg und dem südlichsten Ende der Stadt bis an's Ufer der Bay sich erstreckt, und so zurück durch die Straße *das Marrecas*, dem schönen Marrecas-Spring-Brunnen vorbei, in die *Rua dos Barbonios*, der englischen Kapelle vorbei, durch die Straße *da Ajuda* bis zur *Rua d'Ourives* der Altstadt zurück.

Wir haben jetzt durch die ganze Stadt die Runde gemacht, und ich kann dem nur noch beifügen, daß, öffentliche Gebäude und ein paar sogenannte Palläste ausgenommen, die Häuser

nach einem Styl gebaut sind, nur drei Fenster in der Hauptfronte enthalten, aber tief hineingehen; sie sind drei, selten vier Stock hoch, der *Rez de chaussée* durchgängig zu Buden oder zu Magazinen angewandt, nur in den kleinen einstöckigen Häusern, in den entfernten Theilen der Stadt, wird dieser bewohnt, und hier findet man auch zuweilen statt der Glasfenster nur enge hölzerne Gitter. Alle Fenster der besseren Häuser haben aber kleine steinerne, mit hübschen eisernen, oft vergoldeten Geländern versehene Balkons, auf die man, da die Fenster zugleich Thüren sind, hinaustreten kann; die Straßen sind alle gepflastert, jedoch nicht besonders gut, die Gasse ist in der Mitte, und da durchaus nicht auf Reinlichkeit gesehen wird, gewöhnlich mit Schmutz angefüllt, wenn nicht ein wohlthätiger Regenguß endlich eine Haupt-Reinigung bewirkt. Des Nachts sind die Straßen durch häufige Laternen ziemlich gut erleuchtet, und zur Sicherheit gehen in den meisten Soldaten-Patrouillen von drei bis vier Mann, die ganze Nacht umher.

---

Rio, den 13<sup>ten</sup> März 1824.

Es hatte sich hier vor 6 Wochen eine sonderbare Begebenheit zugetragen. Ein holländischer Capitain Brouwer, kam vom Cap der guten Hoffnung mit einer Ladung Güter und 16000 baaren Piaſtern an Hindrichs Wiers u. Co. an, und nachdem er mehrere Tage gezügert die Contanten zu löſchen, kömmt er den vierten Tag an's Land, und erklärt, daß ihm das Geld in der vergangenen Nacht aus der Cajute geſtohlen worden ſey. Die Sache machte großes Aufſehen, da aber Hindrichs Verdacht ſchöpft, ließ er in ſeiner Function als holländiſcher Conſul den Capitain und die ganze Mannſchaft arretiren. Bis jetzt hatten ſie geſeſſen ohne etwas zu bekennen, bis endlich vor einigen Tagen dem Steuermann die Zeit lang wurde, und er geſtand, daß der vorgegebene Diebſtahl nur eine mit dem Mit-Inhaber des Schiffs, Wilson, auf dem Cap verabredete Betrügerey geweſen ſey; das Geld war dort geblieben, die Kiſten mit Eiſenwerk gefüllt, hatte der Capitain mit ſeiner, und der Hülfe des Boots- und Zimmermanns über Bord geworfen, da es ihm in zwey verſchiedenen Verſuchen mißglückt war, ſo wohl das Schiff auf den Strand zu ſetzen, als es in Brand zu ſtecken. Sobald dieſes von dem Steuermann ausgeſagt war, beſtätigten der Boots- und Zimmermann, die auf dem Blockſchiffe gefangen ſaßen, daſſelbe augenblicklich, nur der Capitain leugnete noch hartnäckig. Ich begleitete Hrn. Hindrichs in beide Gefängniſſe, wo die Ausſagen der Leute nochmals notarialiter aufgenommen wurden, und in allen Stücken übereinſtimmten. Das Stadt-Gefängniß liegt am *Monte de Conceição*, es

hat dreierley Arten Gefangen-Behälter: Keller für schwere Verbrecher, dann in dem Erd-Geschoß große Räume mit eisernen Gitter-Thüren versehen, wo die übrigen Gefangenen verwahrt werden, und durch die Gitter sich mit ihren sie besuchenden Angehörigen unterhalten können. Ich war hier Zeuge einer rührenden Scene, indem eine anständig gekleidete Frau mit ihrem Kinde ihren gefangenen Ehemann besuchte, und das Kind als es den Vater sah, durchaus zu ihm hinein wollte, und so lange weinte und schrie, bis der Gefangenwärter, selbst davon gerührt, die Thüre öffnete und es mit der Mutter hineinließ. Eine kleine Beysteuer von unsrer Seite konnte leider nur Linderung, nicht Abhülfe ihrer traurigen Lage bewirken. Die wohlhabenden Gefangenen werden in eigenen guten Zimmern verwahrt, und die Behandlung soll im Allgemeinen sehr gut seyn. Auf dem Bloßschiffe, wo die ordinären Leute sitzen und dort zur Arbeit angehalten werden, herrscht viel Ordnung und, ohngeachtet der großen Anzahl Gefangenen, reine Luft.

Seit einigen Tagen regnet es unaufhörlich, doch hat die Hitze nicht abgenommen. Man hört wohl von plötzlichen Todesfällen, besonders wenn die Leute sich unbedeckt den Sonnenstrahlen ausgesetzt haben, doch giebt es durchaus keine ansteckende Krankheit. Auch ich befand mich einige Tage sehr unwohl, ging aber sogleich zu einem geschickten Arzt, einem Engländer, *Coates*, durch dessen Hülfe ich bald wieder hergestellt wurde. Bei dieser Gelegenheit machte ich die Bemerkung, daß die brasilianischen Apotheken in einem kläglichen Zustande sind.

Es giebt deren eine ungeheure Menge drei, vier neben einander, aber oft fehlen ihnen die wichtigsten Ingredienzen; Latein verstehen die Herren fast gar nicht, die Recepte müssen daher portugiesisch geschrieben seyn; und bey flüssigen Sachen muß man selbst ein Glas mitschicken, da man keines bei ihnen findet; erst jetzt etablirt sich ein Franzose in der *Rua da Ajuda* und wenn er seine Offizin eröffnet, so kann man hoffen, daß diesem Mangel abgeholfen seyn wird, da der Besitzer ein Mann von Kenntnissen, und mit einem reichen Vorrath Waaren versehen ist.

Von einem Besuch des Theaters versprochen mir meine Freunde nur geringen Genuß, doch wollte ich es nicht unterlassen; fand aber ihr Urtheil so bestätigt, daß ich mich nur zwey mal überwinden konnte dahin zu gehen. Das Theater hat inwendig die Größe des Berliner Opern-Hauses, die Verzierungen sind vergoldet auf grünem Grund, und nehmen sich gut aus. Es hat ein Parterre mit Bänken, drei Reihen Logen und eine Gallerie; Die kaiserliche Loge im Hintergrunde ist hübsch verziert. Das eine mal sah ich eine Operette mit Ballet, doch sowohl Gesang als Tanz waren höchst mittelmäßig; das zweite mal in den Fasten, bekam ich ein geistliches Stück *St. Cecillie* zu sehen, wo gewaltig viel Spektakel vorkam, und die Schauspieler sich bemühten recht unnatürlich zu schreien und zu poltern. Dieses letzte mal waren der Kaiser und die Kaiserin in vollem Staat zugegen; sobald der Vorhang in den Zwischenakten fiel, standen beide, und zugleich sämtliche Personen in den Logen auf. Das Proscenium war mit acht Kron-

Leuchtern sehr gut erleuchtet, auch war es besetzt, obgleich die Entree zum Parterre 1 mille Reis kostet. Die Damen sitzen nur in den Logen, wo sie sich sehr gepuzt eingefunden hatten.

Der *Passejo Publico* oder öffentliche Garten ist eine angenehme Promenade; wiewohl von geringem Umfange, enthält derselbe doch schöne schattige Alleen von Tamarinden, Acaju, Gojaba und Mango-Bäumen. Auf letzteren wächst häufig eine hübsche Schmaroger-Pflanze mit einer roth- und blauen Blüthe. Die Quartiere sind mit einem sauberen Geflecht von Bambus-Rohr eingefast, und mit einer großen Menge verschiedener Gewächse gefüllt, als: Chinesische Rosen, Korallen-, Talg-, Kampfer-, Feigen- und Erbsenbäume, Gebüsch von Volkameria, Cardemon und Canna India, auch eine große Anzahl Europäischer Blumen, alle gut gepflegt. Steinerner Bänke laden zum Sitzen ein, ein schöner Springbrunnen mit chrysthellem Wasser bietet Erfrischung dar, und am Ende des Gartens ist eine gemauerte Terrasse, an der die Wellen der See sich brechen, und wo man, außer einer wohlthuenden Kühle, auch noch einen entzückenden Anblick auf die schöne Bay genießt. Der Garten lag lange verwildert; erst seit kurzer Zeit ist er durch die Sorgfalt des vorzüglichen Botanikers *Pater Leander*, der die Aufsicht über diesen und den botanischen Garten erhalten hat, wieder hergestellt worden, und wird täglich verschönert. Schade, daß dieser angenehme Ort fast am Ende der Stadt liegt, und so wenig besucht wird.

Die Fahrt nach dem kaiserlichen Lustschlosse *St. Christovao* gewährt Unterhaltung, doch weder in dem Gebäude, noch in dem dabei befindlichen Garten giebt es etwas Merk-

würdiges zu sehen. Ohnweit davon hat ein Deutscher, Fröhlich, ein schönes neues Haus. Erst seit zwölf Jahren befindet er sich in *Rio*, hat ganz klein angefangen, hier einen Platz gemiethet, wo er die nach der Stadt kommenden Mineiros mit Kaffee aufgenommen, und ihnen denselben abgekauft hat; durch Fleiß und Rechtlichkeit ist ihm dieser Handel geglückt, er macht jetzt fast die größten Geschäfte in diesem Artikel, hat ein eigenes großes, steinernes Haus, dessen Zimmer elegant mit französischen Tapeten verziert sind, und solide Nebengebäude, Kaffee-Magazine u. s. w. erbaut, und einen artigen Garten angelegt, in dem eine breite Allee von großen Kaffeebäumen bis zum Ufer der Bay führt, wo ein in das Wasser hinein gebaueter steinerner Quai einen vortrefflichen Landungs-Platz giebt. — Hier bekam ich zuerst einen Begriff von der unglaublichen Fruchtbarkeit dieses Landes. Orangen-Stecklinge haben in fünf Jahren Bäume gegeben, unter deren Schatten man stehen kann, und sind mit Hunderten der schönsten Früchte bedeckt. Noch schneller wachsen Melonen-Bäume, die durch ihren glatten Stamm, mit dicht an demselben hängenden Früchten, einen eigenen Anblick gewähren. Der Pisang, mit seinen ungeheuren Blättern und zahllosen Früchten, vollendet seine Existenz in einem Jahre, während aus der Wurzel eine Menge Sproßlinge entstehen, die in zwey Jahren hier ein ganzes Bälldchen gebildet haben. Da bedarf es in diesem paradiesischen Klima nicht der ängstlichen Pflege der Bäume, wie in Europa; man pflanzt — und alles geräth, wenn man nur dafür sorgt, das Unkraut zu vernichten, das freilich hier in demselben Verhältniß stärker, wie irgendwo hervorschießt.

Um auch das rechte Ufer des Meerbusens von *Rio* kennen zu lernen, schiffte ich mich an der *Praya Manuel* ein. Von hier aus segeln beständig große, mit vier Ruderern versehene, halbbedeckte Böte nach *Praya Grande* ab, in denen man für 40 Reis überfahren kann; doch da man dabey oft in sehr ordinärer Gesellschaft sich befindet, nimmt man lieber ein eigenes Boot, das gewöhnlich 1 Pataf oder 320 Reis kostet. Die Ueberfahrt mag hier ohngefähr drey Viertel deutsche Meilen breit seyn, man macht sie in einer Stunde, bei gutem Winde aber viel schneller.

*Praya Grande* ist eine Art Dorf; die größtentheils niedrigen Häuser haben gewöhnlich Gärten, auch hat es einen Markt-Platz, an dem ein kaiserliches Gebäude, Pallast genannt, liegt. Es ist, wie das angrenzende *Praya Domingo*, hart an die Bay gebaut, und hat im Hintergrunde Gebirge. In *Domingo* hat ein Hr. *Terries* eine Zuckerfabrik, die einzige hier, die Raffinadel liefert; der Direktor, *Constant*, hat früher eine große eigene Fabrik in London gehabt. Der Zucker wird in hölzernen Tönnen raffinirt, und dann gestossen; das Raffiniren geschieht mit Holzkohlen. Derselbe Mann brennt auch Rum und verfertigt Filtrir-Maschinen, um das Wasser auf Seereien zu verbessern. Ich unternahm von hier aus einen sehr unterhaltenden Spaziergang längs dem Gebirge bis nach *Boa-Viagem*, einem früheren Kloster, jetzt eine Festung. Sie liegt auf einer Insel, und eine prächtige steinerne Bogenbrücke führte sonst vom festen Lande dahin, diese ist eingestürzt, und hat einer elenden hölzernen, Platz gemacht.

Nach der Festung darf man nicht hinauf, außer während in der dortigen Kirche Messe gelesen wird. Um den Weg zu beschützen, hat man am Abhange ein dicke Mauer aufgeführt zu einer ganz kleinen Pforte; der Grund dieses Bauwerks ist aber so schlecht unterstügt, daß es fast schon anfängt sich dem Abgrunde zuzuneigen, ein leider nur zu treues Bild aller Werke der Regierung, bei denen des Kaisers guter Wille nicht im Stande ist, die Unkenntniß und Habgucht seiner Untergebenen zu bekämpfen. Eine wunderschöne Aussicht genossen wir beim Rückwege auf der äußersten Spitze eines Hügel, an dessen Fuß das Fort *St. João de Carahy* liegt. Der schmale, steile Fußweg führt durch Mimosen-Gebüsch dicht durchwachsen von mächtigen Euphorbien, Aloen und vielen herrlich blühenden Gewächsen, die Aussicht ist groß und weit; links die offenbare See, die sich in schäumenden Brandungen am Fuß des Felsens bricht, vor uns der Zuckerhut, *Corcovado* und die Stadt *Rio*, die reizende von vielen Schiffen bedeckte Bay, auf der die Böte sich lustig hin und her schaukeln, und im Hintergrunde die sich mit den Wolken gattenden Gebirge. Wir verließen um sieben Uhr *Praya Domingo* in Begleitung zweyer hübschen Französischen. Die Ueberfahrt bei dem milden Abende, und dem herrlichsten Mondschein, war sehr angenehm, und wurde noch durch den lieblichen Gesang, den unsre Begleiterinnen anstimmten, verschönert. An der Stadt angelangt, gingen wir längs dem, von der See stark ausgespülten Ufer bis zum öffentlichen Garten, und genossen hier, in dem magischen Lichte der durch die dunklen Alleen sich brechenden Mondstrahlen, eine reizende halbe Stunde. Der Garten war,

ohngeachtet des wahrhaft göttlichen Abends, wieder nur wenig besucht.

Ich habe in diesen Tagen oft Gelegenheit gehabt, den Kaiser und die Kaiserin zu sehen, da er fast täglich in ihrer Begleitung durch die Stadt fährt, oder reitet. Er ist ein schöner, kräftiger Mann, trägt gewöhnlich Civil-Kleider und einen Strohhut. Die Kaiserin ist nicht hübsch, und durch die unvortheilhafte Kleidung entstellt, denn sie trägt gewöhnlich Mannskleider, eine Art Ueberrock und einen runden schwarzen Hut, auch reitet sie auf Männer-Art. Sechs bis acht Reiter, größtentheils vom Militair, machen die Begleitung; der Kaiser, bey dessen Anblick sich alle Köpfe entblößen, alte Portugiesen auch wohl niederknien, ist gewöhnlich sehr ernst, doch pflegt er, vorzüglich Fremde, wenn er sie bemerkt, artig zu grüßen.

Die Zahl der Kirchen in *Rio de Janeiro* ist bedeutend; doch giebt es mehrere unvollendete, die jetzt in Trümmern fallen. Die Bauart ist nicht ausgezeichnet; zu dem Eingange geht man gewöhnlich einige Stufen hinauf, wo ein gemauerter Vorplatz sich befindet; die Thürme sind niedrig, mit einer oder zwey Gallerien versehen, die vorzüglichsten sind: die Kirchen *St. Francisco de Paula*, *Candelaria*, *Rozario*, *Capella Real*, und die verschiedenen Kloster-Kirchen. Keine einzige ist besonders groß, doch die ansehnlichste ist die des *Francisco de Paula*, an einem hübschen Platze gleiches Namens gelegen. Die Eingangsthüren sind mit damastenen Vorhängen versehen, das Innere ist durchgängig einfach, nur der Haupt-Altar, so wie die etwanigen Seiten-Altäre, sind mit künstlichen Blumen und anderein Glitterkranz

reichlich verziert, und gewöhnlich brennen eine Me-  
lichter. Von Gemälden oder Denkmälern habe ich ni-  
kenswerthes gefunden. Da es keine Bänke giebt, so ist  
thigt, entweder zu knien oder zu stehen, welches Erster  
geschieht, auch besitzen die Frauenzimmer eine ganz eig-  
lichkeit darin, sich niederzuknien, ohne ihre, oft elegar  
zu beflecken; es macht übrigens einen sonderbaren  
vielen schwarzen Neger = Gesichter *pele = mèle* mit  
oder vielmehr bräunlichen, der Brasilianerinnen z  
sehen, denn hier giebt es keine Rang = Ordnung. I  
kann übrigens die Kirchen ohne den geringsten Anst  
da die frühere Bigotterie der Brasilianer sich beyn  
gänzliche Gleichgültigkeit gegen Religion verwandel  
größte Theil, besonders der Männer, besucht die  
Gewohnheit, oder um hübsche Mädchen zu seher  
nicht sichtbar sind. Fast aus derselben Ursache folg  
Prozessionen, die während den Fasten jeden Freit  
den. Die Priester haben nach dem Verlust ihres  
Einflusses auch fast keinen Geistlichen mehr, man s  
selten auf den Straßen, und das Volk nimmt  
Weisern keine Notiz, nur durch die häufigen geis  
gänge und Feste benierkt man ihr Daseyn, auch st  
Straßen = Ecken, des Morgens, ziemlich schlecht gek  
in Chorröcken mit einer silbernen Schüffel, die vo  
übergehenden eine Beysteuer zu Seelenmessen erbi

---

*Rio de Janeiro*, den 23 März 1824.

Bey der noch ziemlich starken Hitze gewährt es ein angenehmes Vergnügen, Wasserfahrten zu machen. Bald besucht man die ankommenden Schiffe, in der Hoffnung Neuigkeiten aus Europa zu erfahren, oder man macht größere Touren nach *St. Christovão*, oder andern Etablissements am See, und kehrt erst in der Dunkelheit zurück. Bey einer solchen Gelegenheit besuchte ich Hrn. *Höltling*, einen Deutschen, Besitzer einer Rum-Brennerey ohnweit *St. Christovão*, auf einer kleinen Insel gelegen, die nur etwa tausend Schritt im Umfange hat; die ganze Insel ist mit einem steinernen Bollwerk eingefast, und die Gebäude sowohl, wie die großen sehr bedeutenden und kostbaren Brenn-Geräthschaften, sind auf das Vollkommenste eingerichtet. Der schwedische General-Consul *Westin* hat dieses schöne Etablissement angelegt, und 32 Conto de Reis daran verwandt, es endlich aber für 7500 mille Reis an den jetzigen Besitzer verkauft, der stark arbeiten läßt, und ein eigenes Schiff, zur Versendung nach *Buenos Ayres*, besitzt; die Piepe kostet 50 bis 70 m. Reis. Der frische Rum ist ein schädliches Getränk und wird nur von der geringen Klasse und den Negern getrunken; wenn derselbe aber längere Zeit gelegen hat, so verliert er seine ungesunde Eigenschaft, und alten Rum habe ich von vorzüglicher Güte gefunden.

Am vorletzten Donnerstag wurde die Figur des heiligen Josephs aus der Hofkapelle nach der Kirche *Misericordia* gebracht; es geschah des Abends bey Fackelschein und unter

rauschender Musikbegleitung. Auch das kaiserliche Paar war zugegen. Indem sie von ihrem Wagen aus (der Kaiser fährt nur in einem zweispännigen Cabriolet, das er oft selbst kutscht) die Treppe zur Kapelle hinaufgingen, ließen sie sich rechts und links ohne Unterschied die Hände küssen. Der Zug nahm sich bei den vielen Fackeln, Lichtern und Laternen, hübsch aus. Den nächsten Tag wurde die erwähnte Heiligen-Figur, die sich durch ein ungeheures Kreuz auf dem Rücken auszeichnet, in Prozession durch die Stadt, und nach ihrem alten Stand-Quartiere gebracht, wo sie so aufgestellt war, daß die guten Christen eine Treppe hinauf steigen, und unter dem Kreuze durchkriechen mußten, wobey sie eine Gabe in die dort befindliche Schüssel hineinlegten.

Es verbreitete sich vor wenig Tagen das Gerücht, daß eine, ihrer Grausamkeit wegen berühmte Frau, eine ihrer Sklavinnen todgeschlagen habe. Die Erbitterung gegen dieselbe war so allgemein, und wurde so laut, daß die Regierung, davon benachrichtigt, einen Befehl zu ihrer Verhaftung ergehen ließ. Sie ist derselben für's Erste durch eine schleunige Flucht entgangen, doch sieht man aus diesem Beispiele, daß eine so schändliche That nicht ungestraft geschehen kann. Es ist aber eine wahrhafte, und merkwürdige Thatsache, daß fast von allen Unmenschlichkeiten, die hier gegen die Schwarzen zuweilen doch begangen werden, Weiber die Urheberinnen sind, und daß durchgängig der weibliche Theil der Brasilianer die Sklaven mit mehr Härte behandelt, als es die Männer thun. — Ein Weiberfeind könnte bey dieser Gelegen-

heit eine lehrreiche Abhandlung darüber schreiben, wie es uns Männern gehen würde, wenn das schöne Geschlecht auch das bürgerlich herrschende wäre? —

Ich fange schon an, mich recht gut an das hiesige Klima zu gewöhnen, da ich ein Freund der Wärme bin, und die größte Hitze auch einigermaßen nachgelassen hat. Dagegen können sich meine europäischen Ohren noch immer nicht mit dem Lärm auf den Straßen versöhnen. Schon des Morgens um 5 Uhr fängt der Spektakel an.

Den Anfang macht ein krachender Reveille = Schuß aus der Festung *das Cobras*, wovon die Fenster so dröhnen, daß ich aufwachen muß, obgleich es noch ganz dunkel ist. Um halb sechs wird von der nahen Hauptwache die Reveille durch ein Trompeter = Stückchen angekündigt, in dem alle nur möglichen Dissonanzen vorkommen; gleich darauf ertönen alle Glocken der Stadt, besonders die der *Candellaria*-Kirche in meiner Nachbarschaft, so fürchterlich laut und anhaltend, als wollten sie die Todten erwecken; an Feiertagen werden wohl noch ein paar Duzend Raketen losgelassen, damit die Christen die erste Messe nicht verschlafen sollen. Punkt 6 klirren die gefangenen Neger mit ihren Ketten vorbei, um Wasser zu holen, die Papagoien, womit die Nachbarschaft überfüllt ist, lassen ihre kreischenden Töne hören, und noch ehe es 7 schlägt, ist das ganze Gesindel der Träger und Verkäufer auf den Beinen, und singt, klappert und schreit auf den Straßen herum; gewöhnlich gehe ich aber dann aus, um meinen Kaffee in der *Rua d'Alfandega*, wo der Beste verschenkt wird, zu trinken; für zwey Tassen, mit

Milch, (denn Schmandt kennt man hier nicht) und etwas Butterbrodt zahlt man ein Teston oder 100 Reis. Oft muß ich aber eine halbe Stunde warten, wenn die Milch noch nicht gekommen ist, da diese eine Meile weit vom Lande hergebracht wird, durch Neger, die ordentlich im Trott damit zur Stadt laufen, wenn Regengüsse nicht die Wege zu sehr verdorben haben. Nach dem Kaffee gehe ich gewöhnlich, mit meiner Cigarro, eine Stunde lang spazieren, denn vor acht oder halb neun Uhr fangen die kaufmännischen Geschäfte nicht an. Um halb 3 Uhr wird allgemein gegessen, (nur bey den Engländern um 4 und 5 Uhr) und nach Tisch wenig gearbeitet, da um halb sechs die Sonne untergeht, wo es plötzlich dunkel wird. Der Abend wird bey einer Partie Rhombre oder Whist zugebracht, allenfalls später noch ein Spaziergang am Meeres-Ufer gemacht, und gegen eilf Uhr liegt alle Welt auf seinen Matrazen und schläft.

Etwas für den Ausländer sehr Lästiges, sind die verschiedenen Arten Insecten, von denen man gequält wird. Obgleich ich eine neue Wohnung hatte, und streng auf Reinlichkeit hielt, fanden sich doch bald eine Menge Baratten ein, die zwar unschädlich, aber widerlicher wie die Tarakanen sind. Eine kleinere Gattung derselben zerfrisst das Holz in den Kommoden. Auch von den gefährlichen Sandstößen blieb ich nicht ganz befreyt: dieses kleine Thierchen macht während der Nacht sich ein Nest in die Haut der Fußsohlen, und es verursacht gefährliche Zufälle, wenn man nicht sorgfältig das Säckchen mit den Eiern herausnimmt; die Neger sind in dieser Operation besonders geschickt. Doch zu den interessantesten Insecten

gehören hier die Ameisen. In allen Häusern befindet sich eine ungeheure Menge kleiner schwarzer Ameisen, die unschädlich sind, und in den Magazinen sorgfältig gehegt werden, als geschworne Feinde einer größeren, grauen Ameise, welche Letztere die Lein- und Wollen-Waaren nicht nur anfrisst, sondern die eigene Gewohnheit hat, durch ein Stück Zeug gerade durch einen Gang zu fressen, und so das Ganze zu verderben; sobald aber die schwarze Ameise in ein solches Haus hingebacht wird, rottet sie die andere gänzlich aus.

Es ist höchst merkwürdig und wunderbar, die Lebensart dieser Thierchen zu beobachten. Sie lieben Wasser und Drangen, und wenn ich letztere angeschnitten, und auf einen kleinen Ecktisch, in meinem Zimmer, gelegt hatte, fanden sich in kurzer Zeit Millionen ein; ich brauchte aber nur dem Tische nahe zu kommen, so verschwanden sie alle in einer Secunde, ohne die geringste Spur nachzulassen.

Ich saß einmal auf dem Lande an einem Tische vor einem offenen Fenster, und bemerkte einzelne Ameisen, die längs der äußeren Mauer aus dem Garten herauf kommen; ich tödte eine nach der andern, doch kommen ihrer Mehrere, immer einzeln; endlich ließ ich die vorderste Ameise leben, die kaum die Mitte des Tisches, wo einige todte Vögel lagen, erreicht hat, als sie eilig umkehrt; in kurzer Zeit erschienen mehrere, regelmäßig drey zu drey, und kaum sind ein paar Minuten vergangen, so war mein ganzer Tisch mit Ameisen bedeckt, die jedoch eben so schnell verschwanden, als ich eine kleine Erschütterung machte. Wie wunderbar sind diese taktischen Regeln bey so kleinen Geschöpfen! — Der Schaden, den eine andere Gattung Ameisen

in den Pflanzungen anrichtet, ist sehr groß, und wo sie sich einfinden, hilft oft Feuer und Wasser nicht.

Ein Kaffeebaum ist oft in einer Nacht von ihnen aller Blätter und Blüthen beraubt. Diese Ameisen-Art lebt aber in Feindschaft mit einer andern, Matadores, oder Mörder von den Brasilianern genannt; diese letztern haben sehr scharfe Sichel-ähnliche Sagen, werden mit Sorgfalt gesammelt, und verkauft. Man bringt nur eine geringe Anzahl derselben auf einen Platz hin, wo die ersteren Verwüstungen anrichten, sie besteigen bald die Kaffeebäume, und amüsiren sich, nicht die andern zu fressen, sondern nur mit ihren scharfen Sagen in zwey Theile zu zerschneiden, und in kurzer Zeit ist der Boden unter einem solchen Baum mit zahllosen, auf diese Weise getödteter Ameisen bedeckt. Ich habe mehrmals mit Verwunderung dieser sonderbaren Schlacht zugesehn. Sobald die schädlichen Ameisen in der Gegend ausgerottet sind, verschwinden die Matadores. —

Von öffentlichen wissenschaftlichen Anstalten besitzt *Rio* eine Bibliothek und ein Museum; erstere ist in dem kaiserlichen Gebäude am Pallast-Platz in drey Stockwerken aufgestellt, enthält circa 60000 Bände, doch größtentheils ältere Werke. Der Director war sehr artig und bereit alles zu zeigen. In einem großen Saal im ersten Stock kann jedermann während der Vormittage lesen, was ihm beliebt; auch fand ich ein Duzend Personen mit Lektüre beschäftigt. Zu dem Museum hat der vorige König ein eigenes sehr hübsches Gebäude am Acclamations-Platz bauen lassen; es enthält in einer Reihe von Sälen und Simmern eine sehenswerthe Sammlung natur-

historischer Gegenstände. Bemerkenswerth ist die Sammlung der brasilianischen Gold-, Silber- und Platina-Arten in Erzen und gediegen, rohe Brillanten und andere Edelsteine, in oft sonderbaren Formen, alle sauber rangirt. Ferner eine große Sammlung andrer brasilianischen Erze und Stein-Arten; desgleichen Europäische, sehr vollständig.

Conchylien giebt es viele, doch ohne besondere Schönheit. Vierfüßige Thiere und Vögel bedürfen einer sorgfältigeren Anordnung. Insekten sind in großer Menge, aber mehr zum Staat als in Klassen geordnet, was besonders der Fall mit einem Duzend Kästchen ist, die der Kayser hergeschenkt hat, und die nur ein hübsches Tableau bilden, ohne wissenschaftlichen Werth. *Beseke* seine, dem Museum verehrte Sammlung Europäischer Insecten ist in dieser Hinsicht noch das beste. Der Mantel, den der König der Sandwichs-Inseln dem Kayser geschenkt hat, hängt auch hier; er ist von mannigfaltigen, vorzüglich rothen Federn zusammen gesetzt. Eine Anzahl Gemälde, unter denen auch das, sehr steif gemahlte, des Kaisers, haben nichts Anziehendes. Von Privat-Sammlungen hat ein Herr *Virmond* eine außerwählte und wohlerhaltene von hiesigen Vögeln, besonders merkwürdige Colibri's, ein seltenes Exemplar eines Ameisen-Bären, 4 Fuß lang, und eine sehr hübsche Sammlung von hiesigen schönen Schmetterlingen, Käfern und andern Insecten, die mit der Zeit einen doppelten Werth bekommen werden, da Hr. *V* angefangen hat, sie mit Akurateffe abzumalen, und dieses mit der ganzen Sammlung zu thun willens ist. Herr *Beseke*, dessen ich schon erwähnte, hat sich gänzlich dem Insecten-Sammeln gewidmet, obgleich er zugleich Ge-

schäftsträger eines Hamburger Hauses ist; nicht nur hat er Neger in seinem Dienste, die ihm täglich dergleichen fangen; sondern er erhält eine große Menge der schönsten Schmetterlinge aus Puppen und Raupen, die er selbst aufzieht und dadurch den Vorzug vollkommener Exemplare erlangt. Er schickt sie an seinen Sohn *C. H. Beseke* in Hamburg, der dort eine Handlung naturhistorischer Gegenstände angelegt hat, und damit die bedeutendsten Europäischen Kabinette versorgt.

Doctor *Dixon* hat ebenfalls eine zahlreiche, jedoch nicht besonders gut conservirte Insecten-Sammlung; und endlich muß ich noch eines Doctors *Lemus*, in der *Rua de Sabão* wohnend, erwähnen, bey dem man naturhistorische Gegenstände von vorzüglicher Güte, jedoch sehr theuer, zu Kauf bekommt,

---

Rio de Janeiro, den 31. März 1824.

Den 25 März war der merkwürdige Tag, an dem der Kaiser die neue, von ihm selbst entworfene brasilianische Constitution beschwören sollte. Programme waren über den Gang der Feyerlichkeit ausgetheilt, und die Bürgerschaft hatte freiwillig dem Monarchen eine Ehrengarde von zweyhundert Mann gestellt, die elegant in weißer Kürassier-Uniform gekleidet waren, und sich gut eingeübt hatten.

Schon um 7 Uhr Morgens waren die Soldaten in Bewegung, und wurden in den Straßen aufgestellt, durch die der Zug gehen sollte. Alle Fenster und Thüren waren mit Streifen von rothem Damast garnirt, und von den Balkons hingen reichgestickte, sammatne und seidene Decken herab, mit goldenen Frangen verziert. Alle Straßen waren mit Zuschauern besetzt, und an den Fenstern sah man die Damen in ihrem besten Staat. Das Wetter war wunderschön, aber sehr warm.

Um 12 Uhr kam der Kaiser mit seiner Familie von *S. Christovão*. Der Zug ging die Straße *Ovidor* hinunter bis zur kaiserlichen Kapelle am Pallastplatz, wo der Kaiser, und nach ihm die Kaiserinn, in die Hände des Bischofs den feyerlichen Eid ablegten, die *Integrité* und Unabhängigkeit Brasiliens zu beschützen, und der Constitution gemäß zu regieren. — Das Abfeuern aller Kanonen von der Festung, und ein ungeheurer Raketen-Donner, verkündigten diesen wichtigen Augenblick dem Volke, das mit einem lauten Hurra-Ruf einstimmte. Erst gegen 4 Uhr war die kirchliche Cere-

monie geendigt, und der Zug setzte sich von dort aus in Bewegung, um die Kaiserliche Familie nach *St. Christovão* zurück zu geleiten. Ich erwartete ihn in dem Hause des Herrn *Hindrichs*, wo eine große Gesellschaft Herren und Damen zu demselben Zweck versammelt waren, und sah ihn hier in folgender Ordnung.—Auf beyden Seiten der Straße standen Soldaten, ihre Blinken, statt der Bajonette, mit Blumen-Büscheln verziert; nur mit Mühe konnten sie die große, beständig wogende Volksmasse zurück, und den mittleren Raum frey erhalten. Der Zug begann mit zwey Reihen Cavallerie, hierauf die Musiker zu Pferde, in grün und gelben Röcken, Schuhe, weißfeinen Strümpfen und dreyeckigen Hüthen, dann die sämtlichen Alcalden der Stadt, in alt-spanischer, schwarz und weißer Tracht, aufgekrämpften runden Hüthen mit Feder-Büscheln und weißen Sträßen. Die Mähnen und Schweife der Pferde waren mit bunt-farbigen Bändern durchflochten und verzehrt, die altmodischen Sättel mit ungeheuren Steigbügeln versehen.—Nun kam ein Theil der Bürgergarde; ihr folgte eine Reihe zweysitziger Kutschen, mit den Dignitarien des Reichs, welche die Insignien der Krone hielten. Vor jeder Kutsche waren nur zwey Pferde oder Maulthiere, die vom Sattel gekutscht wurden. Nur eine sehr elegante, dem Grafen *Rio Secco* gehörige Kutsche, wurde, und zwar sehr ungeschickt vom Boock aus gefahren. Hierauf kam ein sechs-spänniger viersitziger Wagen, in welchem fremde Gesandten saßen, und dann in einem eben solchen mit sechs Schimmeln bespannten Wagen, die fünfjährige Kronprinzessin von Brasilien *Maria da Gloria*, mit ihrer *Aya*.

Bey Annäherung derselben erfüllten sich die Straßen mit dem lautesten Jubel; und aus allen Fenstern streuten die Damen Blumen und Blüthen in so großer Menge herab, daß der Wagen ganz davon bedeckt wurde, und das hübsche freundliche Kind oft sein Köpfehen zurückziehen mußte. Es war ein lieblicher, und zugleich wahrlich rührender Anblick, da es ein Beweis der Zuneigung der Brasilianer, zu dieser ihrer ersten eingebornen Fürstin ist.

Jetzt folgten, von der Bürger und Kaiserl. Staats-Garde begleitet, der Kayser und die Kayserin, ebenfalls in einem vierstigen sechs spännigen Wagen; beyde waren prächtvoll gekleidet, Er hatte den schönen Krönungsmantel von gelben Tukan-Federn um, Sie trug eine spanische, blau und silberne Tracht. Lautes Hurrah rufen, und das Schwingen weißer Tücher begrüßte das hohe Paar; der Kayser sah freundlicher aus, wie gewöhnlich, und grüßte oft. Außer einem fortwährenden Kanonen-Donner, wurde der Zug bey der Candellaria-Kirche mit einer gewaltig krachenden Raketen-Salve begrüßt, wovon die brennenden Linten sich in allen Straßen verbreiteten. Zahlreiches Militair beschloß den Zug, und gab uns endlich die Freiheit, unsere, durch das lange Warten erschöpften Kräfte an einer reichen Tafel zu restauriren.

Hier hatte ich zuerst Gelegenheit ein großes brasilianisches, oder vielmehr, portugisisches Dinér, denn der größte Theil der Gäste waren geborne Portugisen, bezuwohnen.

Eine überflüssige Menge Schüsseln, doch schmackhaft zubereitet, Früchte und Süßigkeiten zum Dessert, wurden reihenweise aufgetragen. Die Unterhaltung, (wir saßen in

bunter Reihe) war lebhaft; unter den Damen waren ein paar recht geistreiche und witzige, was ich bey der vernachlässigten Erziehung des schönen Geschlechts hier, nicht erwartet hätte. Als der Champagner erschien, thaten die Damen auch Bescheid, was den gegenseitigen Frohsinn noch vermehrte. Nach Tisch stellte sich ein Bekannter mit einer Guitarre ein, die Damen sangen abwechselnd ein Liedchen, zuletzt wurde gar noch gewalzt, und so der Abend angenehm verlebt, wo dann die Damen von den Herren zu Hause begleitet wurden, welches hier übliche Sitte ist.

Als ich nun auch selbst meiner Wohnung zuging, ward ich plötzlich durch einen Feuerlärm erschreckt; auf Befragen wies man mich nach dem Theaterplatz, wo ich hin eilte.

Schon in der Ferne bemerkte ich eine ungeheure Gluth, und näher gekommen, sah ich das Theater in hellen Flammen stehen. Gleich nach halbzwölf Uhr, zehn Minuten nach Endigung des Stücks, als kaum der Kayser und die Kayserin sich entfernt hatten, und noch die letzten Zuschauer hinausgingen, war das Feuer ausgebrochen, und hatte so reißend schnell um sich gegriffen, daß in weniger als einer halben Stunde das ganze Gebäude in Flammen stand. Der Kayser war sogleich zurückgekehrt, blieb die ganze Nacht bis 5 Uhr Morgens dort, und sorgte für die Rettung der Nebenhäuser, da der Flamme selbst sich Niemand nähern konnte.

Es war ein furchtbar schöner Anblick; — hoch bis zum Himmel stieg die Flamme, oft gleich einem feuerspeyenden Berge, die leichten brennenden Stoffe in gewaltiger Masse von Wolken zuschleudernd; dumpf ertönten die Glocken, fast übertäubt

durch das wilde Geschrey auf den Straßen, die ganze Stadt, die Bay und die zahllosen Schiffe schienen in Gluth zu schwimmen, während der volle Mond an dem völlig klaren, nächtlichen Himmel sein sanftes Licht auf die ferneren Gebirge verbreitend, einen reizenden Abstand der himmlischen Ruhe zum irdischen rastlosen Treiben gab. Das Theater brannte bis auf den Grund nieder, und am andern Morgen standen nur noch die äußern massiven Mauern, während das Feuer im Innern fortglühete. Von den benachbarten Häusern war keines von der Flamme ergriffen worden. Man rechnet den Schaden auf 400 Conto de Reis. Es war eine Privat-Unternehmung gewesen, eines Portugiesen, *Fernandez*, dem die Regierung nur eine Summe vorgeschossen hatte. Wahrlich, ein zu kostbares Feuerwerk zur Feyer dieses Tages! —

Alberne Gerüchte, die ausgesprengt wurden, als wäre dieser Brand angelegt gewesen, und man hätte es dabey auf die Person des Kaisers abgesehen, erwiesen sich als gänzlich grundlos, auch schien er selbst, davon keine Notiz zu nehmen, sondern zeigte sich überall ohne große Begleitung, so wie er früher pflegte. Am wahrscheinlichsten ist es, daß bey der großen Menge Lichter und Sitterkram, womit das Haus an diesem Tage verziert war, das Unglück von selbst entstanden ist, und eben deswegen so reißend schnell um sich gegriffen hat.

Den 26. März waren alle anwesenden Truppen auf dem *Campo St. Anna* versammelt, und leisteten dem Kaiser und der Constitution den Eid der Treue.

Auch den 27. März war ein allgemeiner Feyer-Tag. Alle drey Tage war die ganze Stadt erleuchtet, wobey sich

die Kirchen am besten ausnahmen, da ihre Thürme und Gallerien reichlich mit Lampen besetzt waren, auch wurden des Abends in allen Straßen Raketen und Schwärmer abgebrannt, und vor mehreren Kirchen Theer-Tonnen angezündet, da man in *Rio* durchaus keine Sorge für Feuergefähr zu haben scheint.

Den 30. März wurde das neue Locale der Germania eröffnet, so heißt die Gesellschaft, welche die Deutschen unter sich errichtet haben. Es ist die einzige öffentliche Gesellschaft in *Rio*, und hier um so nöthiger, da es an interessanten häuslichen Sirkeln fehlt. Das Locale, aus einem Billard-, Speise-, Lese-, und Spielzimmer bestehend, liegt in der *Rua Direita*, mit einer Fronte nach der Bay zu, wodurch es kühl erhalten werden kann. Die Zahl der Mitglieder ist funfzig, neue werden durch Ballotement aufgenommen, Fremde haben Zutritt. Gewöhnlich findet man sich erst Abends ein, um sich mit Kartenspiel und Billard die Zeit zu vertreiben. Von Lecture giebt es nur die hier herauskommenden brasilianischen Tagesblätter, und einige wenige ältere deutsche Bücher; jetzt ist aber die Börsenhalle verschrieben worden.

Ein sehr nütliches Institut ist noch die Lese-Gesellschaft bey Birnie in der *Rua Direita*, dessen Mitglieder größtentheils Engländer sind; hier werden fast alle englische Zeitungen, ein paar französische, und der Hamburger Correspondent gehalten, und da das englische Packet Bot fast regelmäßig jeden Monat von Europa hier ankömmt, so ist man beständig von allem dort Vorgehenden unterrichtet.

---

*Rio de Janeiro*, den 15. April.

Dieser Tage fand sich bey unserm Mittagstisch ein amerikanischer Kaufmann ein, der ein sonderbares Schicksal gehabt hatte. Vor einigen Wochen war er von hier aus auf einem engl. Schiffe, mit mehreren andern Passagieren, nach *Buenos-Ayres* geseegelt. Durch eine unverzeihliche Nachlässigkeit des Schiffers war das Schiff in der Gegend von *Monte Video* auf eine Klippe gerathen, und gescheitert. Der Capitain mit einigen Matrosen hatte sich sogleich des Bootes bemächtigt und war davon gerudert, um wo möglich Hülfe von der Küste zu erlangen. Indes stieg das Wasser immer höher im Schiff, und drey Passagiere; dieser Amerikaner, ein Franzose, ein Spanier, nebst zwey Matrosen, baueten sich aus mehreren Trümmern eine Art Floß, sich darauf dem Meere vertrauend, in der Hoffnung die Küste zu erreichen, aber unglücklicherweise hatte ein starker Landwind sie in die See getrieben.

Ohne Wasser und Lebensmittel schwammen sie so fünf Tage herum. Da stürzte sich der Spanier aus Verzweiflung in die Fluthen, und der Franzose griff den Amerikaner an, um ihn zu tödten und zu fressen. Diesem, einem jungen starken Manne, gelang es erst nach mehreren erhaltenen bedeutenden Kopfwunden, seinen kanibalischen Gegner abzutreiben, doch war er zu schwach, sich seiner gänzlich zu entledigen, und in diesem schrecklichen Kriegs-Zustande, verbrachte er noch anderthalb Tage, wo sie glücklicher Weise einem portugiesischen Schiffe begegneten, das sich ihrer erbarmte und sie hier brachte. Drei andre Schiffe, die früher in ihre Nähe

gekommen waren, hatten, was kaum glaublich scheint, sie ihrem Schicksal überlassen. Der Amerikaner ist ein gebildeter Mann, der hauptsächlich zu seinem Vergnügen reiset; seine Wunden sind bedeutend, doch hofft er hergestellt zu werden. Späteren Nachrichten zu Folge, sind die übrigen auf dem Bracke befindlichen Personen, worunter sich auch ein hiesiger angesehenener Kaufmann befand, fast alle, durch schleunige Hülfe aus *Monte Video*, gerettet worden. —

Die etwas kühlere Witterung hat mir nun auch verstattet, die Anhöhen in der Stadt zu besuchen. Das Kloster *St. Bento* beherrscht den größten Theil der nördlichen Stadt und gewährt eine schöne Aussicht auf die innere Bay und die Insel *das Cobras*; es soll große Reichthümer besitzen, enthält aber, so viel ich gesehen habe, für einen Europäer nichts Merkwürdiges. Am Fuße des *St. Antonio*-Berges, der ganz mit Wald bedeckt ist, und dessen unterer Theil vorzüglich schöne Gemüse-Gärten enthält, deren Ertrag sehr bedeutend ist, liegt das *Antonio*-Kloster, ein großes Gebäude mit einer hübschen Kirche. Siemlich ermüdend ist der Gang auf den *Theresien*-Berg, auf dessen Mitte das Kloster gleiches Namens steht; der Weg hinauf ist gepflastert, mit Trottoirs auf beiden Seiten. Von dem Kloster, dessen sehr starke eiserne Fenster-Gitter noch zum Ueberfluß mit Stacheln versehen sind genießt man einer schönen Aussicht auf einen Theil der Bay und den größten Theil der Stadt, auch überblickt man von hier aus alle Bogen der Wasserleitung, die, vom *Corcovado* kommend, auf sauber geformten steinernen Arkaden, von diesem Berge aus bis zu den Brunnen in der Stadt fortgeführt ist. Der

vierte Berg oder vielmehr Hügel in der Stadt, *Monte do Castello*, von der eben nicht bedeutenden Festung dort so genannt, ist ziemlich steil. Hier steht ein Telegraph, der mit den übrigen längs der Küste bis Kap *Frio* correspondirt; er ist oft in Bewegung, und besteht aus vierkantigen Klappen, die sich öffnen und schließen; nur die Regierung hat den Schlüssel dazu. Noch sind hier zwey Stangen aufgerichtet; auf der einen wird die brasilianische Flagge an Feiertagen aufgezogen, die andre dient, durch verschiedenartige Flaggen, die Zahl und Nation der einkommenden Schiffe zu signalisiren.

Nicht weit davon ist die Kapelle *St. Sebastião* wo der merkwürdige Stein zu sehen ist, den *Pedro de Cabral* Ao. 1500 bei seiner Entdeckung Brasiliens errichten ließ. Die Jahreszahl und das portugiesische Wappen sind darauf eingegraben. Von hier aus hat man die umfassendste Aussicht auf die Stadt, doch nimmt sich dieselbe, durch die schmutzigen Dächer, die wenigen ausgezeichneten Gebäude und Plätze, und die nur niedrigen Kirchthürme, nicht besonders aus, nur der *St. Antonio* Berg in der Mitte der Stadt mit schönen tropischen Bäumen bewachsen, und die beiden andern Berge *St. Therese* und *Bento*, an den beiden Enden der Stadt, geben angenehme Ruhepunkte, so wie sich auch der gebirgigte Hintergrund gut ausnimmt. Herrlich ist aber die Aussicht auf die Bay von dieser Stelle aus. Die Kirche *Gloria*, *Bota fogo*, und eine Menge Landhäuser liegen einem zu Füßen; weiterhin erblickt man die rechte Seite der Bay, den Zuckerhut mit dem schönen Kranz mahlerischer Gebirge, und das unendliche Meer mit der prachtvollen Einfarth,

in die so eben eine Anzahl Schiffe einsegelten. Ich fand mehrere Bekannte aus der Stadt, die der göttliche Abend angelockt hatte, sich ebenfalls diesen Genuß zu verschaffen, und ich rathe jedem Reisenden, diesen Standpunkt zu besuchen, wenn er den schönsten in der Stadt kennen lernen will.

Einen angenehmen Tag brachte ich bei dem preussischen Konsul, Hrn. Thermen zu, der ohnweit *Gloria* auf einer *Schakara* (so nennt man hier die Landhäuser) wohnt. Dieses ist nur klein, aber niedlich, im gothischen Geschmack gebaut, mit einem artigen, gut gepflegten Gärtchen; die Aussicht ist ungemein reizend, da man die ganze mit Schiffen bedeckte Bay übersieht, deren Wellen die Mauern des Häuschens bespülen. Es war gerade Festtag, und die zahlreichen Kriegsschiffe feuerten ihr Geschütz ab, zu gleicher Zeit zog ein Gewitter auf, dunkle Wolken verfinsterten den azurblauen Himmel, und vom dumpfen Donner begleitet, durchschnitten zackige Blize denselben in allen Richtungen. Diese wunderschöne Abwechslung von Licht und Schatten, und der Contrast der leuchtenden himmlischen Blize, zu denen von dickem Rauch begleiteten, irdischen der Kanonen, in diesen bezaubernden Umgebungen, gab ein Bild, an dem der Pinsel eines Malers sich Unsterblichkeit erringen müßte. — Bei Herrn T. sah ich die erste schöne Negerin, sie hätte aber auch wirklich, die Farbe abgerechnet, einer Venus zum Modell dienen können, so untadelhaft schön war ihr Wuchs, Anstand, und selbst ihre Gesichtszüge; ihr Character soll sich indessen von dem ihrer Landsleute nicht vortheilhaft auszeichnen, obgleich sie von ihrer Herrschaft gut behandelt wird. Den

Rückweg zur Stadt machte ich über die Kirche *Gloria*, die auf einer Anhöhe gebaut, eine sehr schöne Lage hat. Auch besuchte ich heute die englische Kapelle, die laut den Traktaten, den Britten bewilligt worden ist, ein sauberes, im Innern und Aeußern einfaches Gebäude, ohnweit des öffentlichen Gartens gelegen. Alle Sonntage wird darin Gottesdienst gehalten, den die hiesigen Engländer fleißig besuchen. — Einen andern interessanten Mittag brachte ich bei dem englischen Doktor Dixon zu, der ohnweit *Bota fogo* ein Haus auf der Spitze eines hohen Berges erbaut hat. Es ist ein sehr ermüdender Spaziergang bis zu ihm hinauf, denn man steigt eine kleine Stunde lang beständig bergan, und ich mußte den Muth des Besitzers bewundern, sich so nahe dem Himmel anzubauen, besonders da ihn seine Geschäfte so oft nach der Stadt rufen. Ist man indessen einmal oben, so findet man eine sehr hübsche, zwar noch junge, aber sorgfältig gepflegte Anlage, und vergißt bey der wundervollen Aussicht, einem Stück Rostboeuf, einer Bouteille Champagner, und der interessanten Unterhaltung des sehr unterrichteten Wirths, vollkommen die gehabte Beschwerde.

---

Rio de Janeiro, den 30. April.

Bei einem Besuch, den ich einem Freunde in *Bota fogo* abstattete, lernte ich auch diese Gegend kennen. Es ist eine Art Dorf, nicht sehr weit von *Gloria*, und besteht vorzüglich aus Landhäusern die an der See liegen, und von denen das, des russ: Vice-Consuls Kie lche n das Bedeutendste ist.— Der schöne mondhelle Abend lud uns zu einem Spaziergange längs der Bay ein; wir trafen hier Neger, die mit Hülfe einer brennenden Fackel die Seekrabben, die sich hier in großer Anzahl befinden, anlockten, und sie dann mit einem Neze an's Ufer zogen. In kurzer Zeit waren eine Menge gefangen, die mit Begierde von ihnen gegessen werden. Den nächsten Morgen nahmen wir ein erfrischendes Seebad, und fuhren dann nach dem botanischen Garten. Der Weg ist erträglich, nur zuweilen, wie alle brasilianischen Landwege, sehr steinig; Gruppen von edlen Palmen verschönerten ihn.

Ohnweit *Boto fogo* kömmt man an einen gänzlich von grünen Hügeln eingeschlossenen See, der rund herum mit hübschen Landhäusern geziert, einen ungemein friedlichen Anblick gewährt. Nahe am *Corcovado* muß man unter einem mächtigen, überhangenden Felsen durchfahren, der jeden Augenblick den Einsturz droht, obgleich er vielleicht noch Jahrtausende so stehen kann. Im botanischen Garten hatten wir das Vergnügen, den Direktor, Pater Leander, anzutreffen, der die Güte hatte, uns überall selbst herumzuführen. Der Garten enthält größtentheils nur Bäume, und ist von mäßigen Umfange. Hecken von Cardemon vertreten die Stelle der Ein-

fassungen. Vorzüglich interessant war mir der Brodfruchtbaum, der hier häufig und in großer Vollkommenheit wächst, er hat ein dunkelgrünes, breites, gezahntes Blatt, und in seinem Wuchs, viel Aehnlichkeit mit dem Wallnußbaum; alle Bäume waren voll Früchte, die grün von Farbe und von der Größe eines Kindskopfs sind; der Pater verehrte mir welche, die ich später im Ofen backen ließ; sie haben zwar einen etwas faden, aber doch mehlintigen Geschmack, und müssen sehr nahrhaft seyn. Eine merkwürdige, noch unbekannte Palme war erst sieben Jahr alt, und schon so dick daß zwey Mann sie kaum umspannen konnten, die Höhe mochte 40 bis 50 Fuß seyn, und der Stamm war glatt, aber schön geringelt, sie trug dieses Jahr zum erstenmal Früchte unter der herrlichen Blattkrone. Unter den übrigen Palmen-Arten gab es vortreffliche Sago- und Kohlpalmen, ferner ganze Felder voll von der chinesischen Theekraude, die eben in der Blüthe stand. Die Regierung befördert sehr den Anbau dieser wichtigen Pflanze, die im Innern in einigen etwas gebirgigten Gegenden vortrefflich gedeihen soll, und vielleicht dereinst den Tribut, den Europa dafür an China zollt, hieher ziehen kann. Indianisches Rohr wächst hier sehr hoch, wohl 40 Fuß, und hat viel Aehnlichkeit mit dem Bambus. Kanehl, Piment, Muskat, Kampfer, Talg, Erbsen und Korallenbäume gab es in Menge, der echte Pfeffer und die Vanille ranken sich an größere Bäume hinauf, von denen eine Menge der verschiedensten Arten hier Schatten verbreiten. Sehr große Drangen und Erdrate wachsen überall. Durch die Sorgfalt des Paters Leander wird dieser nützliche Garten

in kurzer Zeit mehr Ausdehnung, und eine noch größere Mannigfaltigkeit von Gewächsen erhalten. —

Die drei Tage vor Ostern sind hier; so wie in allen katholischen Ländern, den geistlichen Uebungen gewidmet. Am Abend des Gründonnerstags fand das gewöhnliche Besuchen der Gräber statt. Alle Kirchen waren auf das glänzendste verziert; mit einer ungeheuren Menge Blumen, allem Silber das sie besizen, wovon *St. Franzisco de Paula* einen großen Vorrath zur Schau gestellt hatte, und einer solchen Menge Wachslichter, daß man von der Helle geblendet wurde. In jeder Kirche lag die Figur der Leiche Christi in Lebensgröße mit einem Schleyer bedeckt. Die Andächtigen küßten sie, und legten eine Gabe in die dabey stehende silberne Schüssel. Vor den Kirchen saßen eine große Menge Negerrinnen, die Süßigkeiten und Früchte zu verkaufen hatten, eine unzählbare Menschen-Masse wogte auf den Straßen bis nach Mitternacht. Auch der Kaiser und die Kaiserinn von einem glänzenden Gefolge begleitet, besuchten die Kirchen zu Fuß. Hellebardiere formirten eine Reihe, ehe sie hineintraten, doch hielten sie nach vollbrachter Andacht, sich nur kurze Zeit in jeder auf. Eine so große Menge Frauenzimmer ich auch bei dieser Gelegenheit zu sehen bekam, so bestätigte sich mein früheres Urtheil, daß es unter den Eingebornen nur wenig edle Gesichter giebt; nur schöne, dunkle, sprechende Augen trifft man häufig. Der gelbe, farblose Teint ist ihnen dagegen sehr unvortheilhaft. In dieser Hinsicht gefallen mir selbst die Mullahattinnen besser, die gewöhnlich eine frische nicht unangenehme Farbe haben. Unter den Negerrinnen fand ich wenig Aus-

gezeichnete, und keine Einzige die sich mit der von Theresien hätte vergleichen können.

Am Charfreitag=Abend wurde der Sarg mit der Figur unsers Herrn Christus in einer großen Prozession herumgetragen. Ich erwartete dieselbe in einem portugiesischen Hause, wo mehrere Damen und Herren, lauter Eingeborne, versammelt waren. Man saß im Kreise herum, die Damen fächelten sich, und die Herren sprachen höchstens darn und wann ein Wörtchen. Die haupt=Unterhaltung war ein kleiner hübscher zwey=jähriger Knabe, der in der Mitte des Kreises sich damit amüsirte, alle möglichen Unarten zu begehen, was herzlich belacht und gut geheissen wurde.

Endlich erfolgte uns der Anfang der Prozession. Die ganze *Rua direita* war mit Menschen angefüllt, und von der *Capella Real*, bis zur *Rua dos Pescadores*, so weit man sehen konnte, bildete der Zug eine ununterbrochene Reihe von Lichtern und Fackeln, was sich bei dem dunklen Himmel wunderschön ausnahm. Die Engel waren wieder in großer Anzahl dabei, und jeder trug ein verschiedenes Marter=Instrument in *nuce*. Der Sarg von vielen Priestern getragen, wurde von sechs grimrigen Kerlen mit langen Bärten vorgezogen, ihnen folgten *St. Iohannes*, und *Magdalena* im Costum. Hinter dem Sarge ging wieder ein Rudel Soldaten mit Helmen, und langen Spießen, die sie tüchtig gegen die Steine stießen. Dann kam das Marienbild, und endlich ein als Engel gekleideter Kastrat, eine Rolle in der Hand haltend. Der Zug hielt still, ein Neger stellte eine Handtreppe in der Mitte der Straße, die der Pseudo=Engel bestieg, und mit eine

ziemlich durchdringenden Stimme eine Litaney sang, nach deren Beendigung er die Rolle entfaltete, und der andächtigen Gemeinde einen auf weiße Leinwand gemahlten nackten Christus in Lebensgröße schauen ließ, den er nach einer Weile küßte, die Rolle aufzog, die Stufen herabstieg, und seinen Weg fortsetzte. Dieses war das Ganze dieser theatralisch-pantomimisch-, musikalisch-, geistlichen Prozeßion. Am Morgen des heiligen Abends waren in den meisten Straßen Bäume eingegraben, an denen ausgestopfte Figuren, den Iudas vorstellend, hingen. In der *Rua do Hospigo* war die Figur recht sorgfältig gemacht, und ein Teufel saß ihr auf den Schultern. In manchen Straßen hatte man versucht, in diesen Figuren persönlich, oder allgemein gehasste Personen darzustellen. Die Bäume waren reichlich mit Feuerwerk garnirt, und um 11 Uhr, beim ersten Glockenton nach zwei mal vier und zwanzig Stunden (denk so lange hatten Gottlob! die Ohren Ruhe gehabt), wurde dasselbe angesteckt; unter Feuer, Knall und Rauch fielen die Figuren herab, und wurden dann von dem Pöbel geprügelt, zerrissen, und die Fetzen ins Wasser geworfen. —

Als ich vor ein paar Tagen ohnweit der *Capella Real* ging, sah ich eine Reihe Männer auf der Straße mit brennenden Lichtern stehen, ich trete näher, und sogleich wird mir ebenfalls ein Licht angeboten, das ich voller Neugierde annehme, und mich mit in die Reihe stelle, der Dinge wartend, die da kommen würden; bald giebt man uns ein Zeichen und wir gehen paarweise in die Kirche hinein. Hier stand auf einem Altar ein niedliches, mit Blumen und Blätterwerk verziertes Kästchen, das von oben wie ein Schrank

thüren versehen war, die geöffnet wurden. Nur unter ich unter allen dem Gold- und Blumen-Nähertreten, die Leiche eines vor wenigen Tagen des erkennen. Nach einer Litaney, Orgelspiel, er-Besprenzung ward das Kästchen in das Be-Kirche gebracht; dieses ist ein Simmer, in des- ie Menge Nischen für Kindersärge sich befinden, ch offen, die übrigen vermauert waren. Das rde von dem Kirchenknecht geöffnet, die goldne et, und der kleine Leichnam mit ungelbschtem reut, was einen sehr widerlichen Anblick ge- gewiß zweckmäßig ist, hierauf ward das Kästchen i der Nische Nr. 31 hingesezt, und später diese

ser Todtenkammer befindet sich eine Größere, z offen ist. An den großen vermauerten Blenden ab hier Erwachsene begraben wurden. Inschrif- keine, aber in der Mitte dieses Todten = Saals ebstes, sauber gepflegtes, vierkantiges Gärtchen, ppressen und andere analoge Bäume und Blu- ich grünen.

stertage brachte ich wie gewöhnlich des Sonntags nde zu. Den ersten Beyertag bey dem jüngern r eine Legua von *St. Christovão*, ein angenehnt indhaus besitzt, und wo wir in Gesellschaft fast anwesenden Deutschen, einen frohen Tag verlebten. achte die Promenade dort hinaus zu Fuß, um en schönen Morgen genießen zu können.

Wenn man auf die Königs-Straße kommt, geht man rechts einen Seitenweg, der eine reihe Häuser vorbei, durch eine romantische Bergschlucht führt; auf der Anhöhe, näher der Bay zu, steht der englische Kirchhof, der auch den übrigen Protestanten zum Begräbniß dient, und eine hübsche, freundliche Lage hat. Bey Verfolgung des früheren Weges erreicht man den *Sacco do Alferes*, wo eine Art Dorf, und eine Ueberfahrt nach *St. Christovaõ* ist, die man für 80 *Reis* machen kann. Da mir die Hitze zu stark wurde, ruhte ich bey einem Bekannten aus, und mit Hülfe eines Sonnenschirms legte ich den ganzen Weg ohne besondere Ermüdung zurück. Auf dem Rückwege überraschte mich eine auffallende Erscheinung; ich hörte nemlich plötzlich eine Musik wie von einer fernen Aeolsharfe, die sich bey dem schönen stillen Abend gar lieblich ausnahm; vergeblich suchte ich die Ursache mir zu erklären, endlich kamen die Töne näher, verlohren aber immer mehr von ihrer Lieblichkeit, verwandelten sich zuletzt in schreyende Dissonanzen, und jetzt bemerkte ich ein Paar von den großen mit Steinen beladenen Ochsenkarren, die sich langsam näherten. Das unangenehme Getöse der Ochsen hatte, durch die große Entfernung, und vielleicht durch den Wiederhall verwandelt, mir früher den reizenden Ohrenschaum verschafft. Den zweiten Feiertag machte ich mit Hrn. Stockenmeyer eine angenehme Wasserpartie nach der *Ilha do Governador*; man braucht zwei Stunden, um sie von *St. Christovaõ* aus zu erreichen; sie hat sieben *Legoaß* im Umfange, enthält schöne Urwaldungen, durch die ein breiter Fahrweg führt, und mehrere hübsche Gebäude und Zuckerplantagen.

Herr S. ist mit einer hübschen Brasilianerin verheirathet, die vor kurzem ihn mit einem Sohne beschenkt hat. Auf einen Besuch bey ihm, sah ich, daß die schwarze haus-Esklavin, das kleine Wesen mit einer Art Tapioc = Pappete fütterte \*), und zwar, indem sie den Finger in die Masse steckte, und es dem Kinde in den Mund strich; ich konnte mich nicht enthalten, meine Bemerkung über diese, in unsern Augen ekelhafte Verfahrungs-Art zu machen, hörte aber zu meiner Verwunderung, daß dieses in ganz Brasilien der Gebrauch wäre. — Ländlich — Sittlich!

Die Ankunft zweyer Schiffe, Capt. Wetter und Knack, mit beykäufig 500 Kolonisten aus Deutschland, bewog uns, sie auf dem *Armasem* zu besuchen. Dieses sind kaiserliche Gebäude, am rechten Ufer der Bay, ohnweit *Praya grande*. In großen, geräumigen Scheunen oder Magazinen, die luftig und gesund gelegen sind, hat die Regierung diese Leute untergebracht, und versorgt sie für's erste mit Fleisch, Brodt, Gemüse, Kaffee, Zucker und Rum, von allem hinlänglich. Von den jetzt angekommenen Leuten, die, laut Auftrag des Kaisers, durch den bekannten Hofrath Schäffer angeworben sind, ist der größte Theil, aus jungen raschen Männern bestehend, zum Soldaten-Dienst engagirt. Was diejenigen betrifft, die zur Kolonisation bestimmt sind, so ist ihr Schicksal nicht das Beste. Die früher eingewanderten wurden, ohnerachtet Brasilien so überreich an gutem, ungebrauchtem Lande ist, durch den schändlichen Eigennutz des damit beauftragten Beamten, der ein schlechtes, einem seiner Freunde gehöriges

---

\*) Tapiocca ist ein Sago = ähnliches Mehl, das aus der Mauioc = Wurzel bereitet wird.

Land anbringen wollte, nach diesem hingeschickt, und auf Lauf eines Jahres zerstreute sich fast die ganze Ko dem viele vor Elend umgekommen waren, und d ternehnung der Regierung große Summen gel Daher haben sich die vor vier Monaten angekon lonisten, die man neuerdings dahin senden wollte dings geweigert, Folge zu leisten, und durch drin tionen an die Kaiserinn selbst, auch ihren Swe liegen aber bis jetzt noch ohne anderweitige Besti dem *Armazem*.

Es ist zwar nicht zu läugnen, daß ein großer ser Einwanderer aus Bagabonden besteht, oft de ihres Vaterlandes, und eine kurze Aufmerksam dieselben während meines Aufenthalts im *Armaz mir dieses zu Genüge, doch giebt es auch unbestre liche und fleißige Leute unter ihnen, und es ist r recht von der Regierung gehandelt, daß sie diese nicht wenigstens so weit unterstützt, als sie, ohne opferung, nur bei gutem und redlichen Willen thu*

Es ist hier wohl an der Zeit, ein Wort über die filianische Regierung und ihren Kaiser zu sagen, u ich weit davon entfernt bin, mein Urtheil für das z halten, so will ich dir wenigstens nur dasjenige was ich selbst gesehen, oder von unterrichteten, partheyischen Männern erfahren habe. *Huma errare*. —

*Pedro I*, Kaiser und beständiger Vertheidiger : wie er in seinem Titel heißt, ist ein junger Mann

gen zwanzig Jahren. Er hat einen schönen Körperbau, sehr viel imponirenden Anstand, und eine edle Gesichtsbildung, sieht zwar gewöhnlich ernst, doch nicht finster aus, dabei besitzt er Muth, Beharrlichkeit, und viel natürlichen Verstand.

Zwar soll sein Unterricht vernachlässigt seyn, und es ihm an wissenschaftlichen Kenntnissen fehlen; doch scheint er diesen Mangel zu fühlen, und so viel möglich verbessern zu wollen.

Die Kaiserin ist klein, keinesweges schön, und ihr finsterer, fast mürrischer Blick, stößt nicht Zuneigung ein, dagegen soll sie einen sehr gebildeten Geist besitzen, und so kommt es, daß beide in der besten Harmonie leben. \*)

Seit dem letzten Vorfall, vom November v. J., wo der Kaiser die Cortes mit Kanonen aus einander sprengen ließ, herrscht derselbe in Brasilien so unumschränkt, als ein Monarch es wünschen kann. Die von ihm selbst geschaffene, oder vielmehr genehmigte, Constitution, setzt zwar einer offenbaren Gewaltthat Schranken, indessen ist ohnedem, unter den unpartheyischen Leuten hier, nur eine Stimme darüber, daß der Kaiser wirklich nach seinen besten Kräften das Wohl seines Reichs befördern will. Daß dieses demohnerachtet nicht so geschieht als viele es wünschen, und daß besonders die Justiz und manche öffentliche Behörden fehlerhaft verwaltet werden, daran sind viele Ursachen schuld. Erstlich, — ist Rom nicht in einem Tage gebaut, wie das Sprüchwort sagt, und die jetzige Lage der Dinge in Brasilien, ist so neu, daß es sehr

---

\*) Anmfg. 1828. Die Kaiserin ist vor zwen Jahren, von ihren Unterthanen aufrichtig bedauert, gestorben.

ungerecht wäre, in irgend einem Stücke Vollkommenheit zu erwarten.

Dann ist der Kaysler noch zu jung und unerfahren, um an die Spitze der Ministerien Männer zu setzen, die seinem und des Volks Vertrauen in allen Stücken entsprechen; auch konnte er nicht mit Einem male alle, ihm nicht convenirenden, Subjekte entfernen, was vielleicht mit der Zeit geschehen wird, da man schon jetzt von einem und dem andern Minister spricht, der bey ihm in geringer Achtung stehen soll. Endlich ist der Charakter des Volkes selbst, das größte Hinderniß einer schnellen Verbesserung. Dieses besteht hauptsächlich aus drey Parthien: Portugiesen, oder vielmehr in Portugal geborne, die ihrem König mit blinder Anhänglichkeit ergeben sind, und wo sie können, die Schritte der hiesigen Regierung tadeln, oder ihnen entgegen zu arbeiten suchen, obgleich sie öffentlich das Gegentheil zu thun affectiren. Brasilianer, die von nichts als Republik träumen, und jede Verfügung der Ordnung, als einen Eingriff in ihre Rechte ansehen, dabey einen Haß gegen alle Fremde haben, und leider einen großen Theil der weißen Bevölkerung ausmachen, und endlich, nur eine geringe Anzahl Brasilianer und noch weniger Portugiesen, die gemäßigt denken, und es wirklich gut mit der jetzigen Regierung meinen. Der fast gänzliche Mangel an gebildeter Erziehung bey dem größern Theil derselben, macht sie blind gegen alle Verbesserungen, wozu noch eine, durch das Klima erzeugte, unerschütterliche Indolenz kommt, die zwar einer Art Wuth Platz macht, sobald ihre Leidenschaften angegriffen werden, und sie sich für die Stärkeren halten, aber

folglich in eine gänzliche Feigheit bey dem geringsten Widerstande übergeht, wie sie dieses zur Genüge nach der schändlichen That in der Börse, vor der Abreise des Königs, bewiesen haben. Die Fremden können hiebei nicht in Betracht kommen, denn, obgleich sie in *Rio* zahlreich sind, und größtentheils, ihres eignen Nutzens wegen, der jetzigen liberalen Regierung zugethan seyn müssen, so bestehen sie, einige wenige Engländer vielleicht ausgenommen, größtentheils aus Leuten, die hergekommen sind, um ihr Glück zu machen, kein Landeigenthum oder liegende Gründe besitzen, und daher, bei jeder Veränderung, nur auf ihren momentanen persönlichen Vortheil Rücksicht nehmen würden. Unter diesen Umständen ist es wahrlich keine leichte Sache, die Zügel der Regierung zu führen, um so mehr, da man beständig in der Furcht lebt, direct oder indirect von Portugal angegriffen zu werden, sich auf Niemand mit Zuversicht verlassen kann, und zum Ueberflus der Staats-Schatz sich in der furchtbarsten Ebbe befindet, die nur durch Zeit und gute Administration zur Fluth umgeschaffen werden kann. Der Kaiser nun, hat alles ihm Mögliche gethan. Durch persönlichen Muth, und ein kraftvolles Benehmen, hat er sich bei seinen Unterthanen, die nun einmal nicht durch Güte zu gewinnen sind, in wirkliche Furcht gesetzt; er zeigt sich oft und viel dem Volke, wodurch er ihm imponirt, besucht persönlich oft den Zoll, das Arsenal und die andern Behörden, und wenn irgendwo die Arbeiter nicht thätig sind, so prügelt er sie mit eigener hoher Hand, wie ich selbst im Arsenal es gesehen habe. Als im vorigen Jahre in den *Minas* eine Empörung gegen ihn ausgebrochen war, be-

gab er sich, da ihm die hinbeordeten Truppen nicht schnell genug marschierten, nur von seinen Adjutanten begleitet, nach der Hauptstadt *Villa Ricca*, wo eben die Häupter der Verschwörung eine Versammlung auf den Marktplatz veranstaltet hatten. Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, reitet er auf sie zu, treibt sie persönlich mit der Peitsche auseinander, und in wenigen Minuten ist der Platz leer. Nun läßt er die Rädelsführer vor sich kommen, die jetzt demüthig sich seinem Willen beugen, und der Aufstand ist geendigt. Dieses ist ein neuer Beweis, wie viel ein Monarch durch Geistesgegenwart auszurichten vermag, und unwillkürlich muß man das Verfahren des jungen brasilianischen Kaisers, mit dem seines großen Namens-Vetters im Norden Europas vergleichen. Möchte er doch in dem Erfolg eben so glücklich seyn! —

Der Kaiser ertheilt, ohne Unterschied, Jedermann Gehör, und hat in seinem Hausstande eine Deconomie eingeführt, die sogar unter einer bürgerlichen ist.

Es ist notorisch wahr, daß die Kaiserin, wenn sie in der Stadt sich befindet, oft das Essen von einem hiesigen Restaurateur, *Wülfing*, holen läßt. Dieses sticht freylich sehr mit der Verschwendung des vorigen Königs ab, und mag vielen Leuten, die sich dabey wohl befanden, nicht behagen, ist aber gewiß, wenn man die Umstände berücksichtigt, höchlichst zu loben.

Alle Staatskräfte wendet der Kaiser zur Stellung einer Ehrfurcht gebietenden Marine an, da er nur durch diese dies große Küsten-Land in Ordnung halten kann. Er hat *Lord Cochrane* unter sehr vortheilhaften Bedingungen enga-

girt \*), besitzt ein schönes Linien-Schiff *Pedro I* von 90 Kanonen, sechs Fregatten, worunter eine von 60 Kanonen, mehrere Kriegs-Briggas und Kanonen-Böte, und täglich ist man mit dem Bau neuer Fahrzeuge, besonders der Kanonen-Böte beschäftigt, da diese, bei den Scheeren-ähnlichen Küsten, am nützlichsten seyn sollen.

Die Forts zur Beschüzung der Bay sind größtentheils in guten Zustande, und der Monarch hat noch eine besondere, jetzt circa tausend Mann starke Legion von europaischen, größtentheils Deutschen Truppen errichtet, um den unmittelbaren Dienst um seine Person zu verrichten. Es wird auf das strengste für die öffentliche Sicherheit durch Soldaten-Patrouillen gesorgt, die die ganze Nacht auf den Straßen sind, auch habe ich, einige unbedeutende Diebstähle ausgenommen, während meines dreymonatlichen Aufenthalts, von keinen Gewaltthätigkeiten gehört, obgleich man behaupten will, daß diese aus Brasilianern bestehenden Patrouillen selbst Excesse verüben sollen. Ich bin zu verschiedenen Zeiten, bey Tage und bei Nacht, in den entferntesten Gegenden der Stadt gewesen, ohne daß mir je das Geringste zugestoßen wäre, es versteht sich indessen von selbst, daß man nicht muthwillig durch Unvorsichtigkeit herausfordern muß, was wohl in keiner großen Stadt ungestraft geschieht.

Endlich beschüzet der Kayser in allen Stücken die Fremden, indem er nur durch diese seine Nation aufzuklären hoffen kann; auch die Wissenschaften finden an ihm

---

\*) Anmfg. 1828. Der Lord hat seitdem auch diesen Dienst aus Unzufriedenheit verlassen.

einen thätigen Beschützer, welches er durch emsige Fürsorge für das Museum, so wie durch persönliche, gegen den Willen der Minister, verstattete Zulassung einer französischen Buchdruckerey, bewiesen hat. Es herrscht hier die vollkommenste Press- und Redefreyheit, und Jedermann kann ungescheut drucken lassen, und räsonniren was er will, was in ersterer Hinsicht wirklich manchmal zu weit getrieben wird.

Um indessen nicht als blinder Lobredner des Kaisers aufzutreten, will ich gerne der Fehler erwähnen, die man ihm Schuld giebt, die aber durchaus nur Fehler der Erziehung sind, und selbst in den hiesigen Begriffen von Schicklichkeit Entschuldigung finden können. So ist es ziemlich bekannt, daß wenn er zu Hause kommt, gerade Hunger hat, und seine Leute bei der Schüssel findet, er ohne Umstände ihr Mahltheilt; auch wenn er in *Bota fogo* ein Seebad nimmt, wobei gewöhnlich eine Menge Zuschauer sind, so macht es ihm Spaß, die versammelten Jungen ins Meer zu jagen und mit ihnen zu spielen, auch geht er wohl in *puris naturalibus* am Strande spazieren, und läßt sich von dem sich zudrängenden Volke, (es sollen sich oft Frauenzimmer dazu einfänden) die Hände küssen. Doch alles dieses sind Eigenheiten, die seinen Werth, als Monarch, nicht verdunkeln, und man kann mit ziemlichem Grund annehmen, daß er sich, wenn es Noth thun sollte, gegen Portugal siegreich erhalten wird. Schon ist der größte Theil aller brasilianischen Provinzen seinem Scepter unterworfen, auch *Pernambucco* scheint sich zu ergeben; unmöglich kann der Kaiser gesonnen seyn, die glänzende politische Rolle, die er spielt, gegen eine geringere zu vertauschen, und man sieht deutlich

aus seinen Werken, daß es ihm Ernst ist, die freiwillig geschworene Unabhängigkeit Brasiliens zu behaupten, die sich dann unbezweifelt mit jedem Jahre verstärken, und in kurzem für jede Macht unantastbar seyn wird.

*Rio de Janeiro*, den 5. May 1824.

Nachdem ich Dich bis jetzt in der Stadt und den näheren Umgebungen *Rio's* herumgeführt habe, mußt Du mir nun auf die größeren Excursionen folgen, die ich, so viel es mir die Zeit erlaubte, unternahm, um auch das eigentliche Land Brasiliens kennen zu lernen. Eine freundliche Einladung des russischen General-Consuls, Staatsrath von Langsdorff, ihn auf seinem Gute *Manioc* zu besuchen, gab mir dazu die erste Veranlassung, die ich Anfangs May benutzte und mit einem Herrn von Weeg, früher Officier in Bayerischen Diensten, der seit drei Monaten angefangen hat, sich in *Manioc* anzubauen, diese Tour unternahm. Wir hatten dazu ein Boot mit einem Sonnen-Seegel, zweyen Rudern und einem Steuermann engagirt, und fuhren um halb elf Uhr früh von *Rio* aus. Das Wetter war sehr schön, und auf dem Wasser fühlte man auch die Hitze nicht; doch der zu schwache Wind nöthigte uns, mit dem Rudern uns zu begnügen, was indessen schnell genug ging. Die Fahrt war angenehm, denn immer gewährten die Ufer, so wie die Inseln, neue Ansichten. Viele der Eilande waren bebaut, oft erhoben sich aber nur nackte Felsenmassen aus dem Meere in pitoresken Formen. Bei der Governadors-Insel bogen wir links, hatten immer näher die Aussicht auf die Orgelgebürge, die hier wie eine Masse Schiffsäulen sich ausnehmen, und auf die runde Kuppel des *Manioc*-Berges, die sich deutlich unterscheidet unter einer großen Anzahl anderer Gebirgshörner, und fuhren endlich in den *Inhomerim* ein.

Dieser Fluß, der ohngeachtet seines jetzigen hohen Wasserstandes nur einen langsamen Lauf, und ein trübes, schmutziges Wasser hat, ist von sumpfigen Ufern eingeschlossen, an denen *Crinum* und andere wohlriechende Blüthen in reicher Menge wachsen, und einen angenehmen Duft verbreiten, während Stechfliegen und Moskiten uns diesen Genuß durch ihre Stiche verbitterten. Bey regnißtem Wetter soll es fast unmöglich seyn, hier vor diesen lästigen Gästen sich aufzuhalten, dennoch hat hier am Fluß des *Inhomerim* ein Brasilianer eine *Venda* angelegt, die ihm durch den Zuspruch der *Mineiros*, die hier anzulanden pflegen, eine schöne Einnahme gewährt. Der Fluß macht eine große Menge Krümmungen, die wir indessen bei einem mäßigen Winde schnell genug passirten, einen Augenblick uns verweilten, um das kostbare Gebäude einer Pulver-Mühle, die hier errichtet wird, zu besehen, und um halb fünf Uhr Nachmittags landeten in *Porto d'Estrella*, einem Dörfchen aus weitläufig gebauten Häusern bestehend, wo die *Mineiros* oder Einwohner von *Minas* ihren Einschiffungs-Platz haben. Die Leute bringen nämlich die Producte ihrer Provinz, welche eine der reichsten Brasiliens ist, auf Maulthiere bis hieher. Die Thiere bleiben zurück, sie selbst mit ihren Waaren, Caffee, Baumwolle, Speck, *Manioc*-Mehl, und anderen Lebensmitteln schiffen sich von hier nach *Rio* ein. Zu diesem Behuf sind viele große, halb gedeckte Böte immer in der Fahrt, die am Nachmittag vor dem Eintreten des Landwindes von *Porto d'Estrella* abgehen, den Wind, der sich regelmäßig jeden Abend spät einstellt, bei der erwähnten *Venda* ab-

warten, und gewöhnlich vor Sonnen-Aufgang in *Rio* sind, von wo sie gegen Mittag, beym Eintreten des Seewindes, wieder hierher zurückkehren. Die *Mineiros* sind große, starke, von der Sonne braun gebrannte Kerle, viele wohlhabend; die Landtour machen sie gewöhnlich zu Pferde; ihre Kleidung ist grob und einfach, und in sittlicher Bildung stehen sie auf der untersten Stufe.

Von dem Hafen aus mußten wir eine kleine Stunde lang bis zu dem Ende des Dorfes gehen; der Weg gewährt wenig Unterhaltung, indem etwa nur alle fünf hundert Schritt ein Häuschen steht. Zuletzt befindet sich die *Venda* eines Deutschen, Meyer, der eine Brasilianerin zur Frau hat, und sich gut steht. Hier ließen wir uns einen so eben gefangenen Fisch vortrefflich schmecken, bekamen eine Bouteille recht guten Portwein und endlich auch für vieles Geld einige Maulthiere, auf denen wir um 6 Uhr unsre Reise fortsetzten, von zwey Negern begleitet, die unser Gepäck auf dem Kopfe tragend, mit uns gleichen Schritt hielten. Der Abend war göttlich schön, und der herrlichste Mondschein erleuchtete eine gute Weile unsern Weg, der nur an wenigen Stellen schlecht war, doch größtentheils aus einer breiten, neuen StraÙe besteht, welche die Regierung bis zum Stein-Wege über die *Serra d'Estrella* führen läßt. Der auf beiden Seiten ausgehauene Wald gewährt oft pittoreske Ansichten, aber am reizendsten nahm sich, als es ganz dunkel wurde, das Leuchten der Feuer-Käfer aus, die in ungeheurer Menge an vielen Orten, gleichsam wie auf Kommando, ihr Licht leuchten und wieder verschwinden ließen. So gelangten wir unter angenehmen Gesprächen, nachdem wir

auf dem Wege bey zwey *Vendas* ausgeruhet hatten, und zuletzt einen etwas tiefen, steinigten Bach durchritten waren, um halb neun Uhr wohlbehalten in *Manioc* an. Herr von Langsdorff hatte sich, Unpäßlichkeit halber, bereits zu Bette begeben, doch fanden wir seine sämtlichen Begleiter auf der vorhabenden großen brasiianischen Reise noch beisammen; es waren die Herren Kugendas, Mahler, Menetrieß, Ornitholog, Riedel, Botaniker, und Rubzow, Astronom. Auch waren noch ein Paar Bekannte aus *Rio* zugegen. Bei kaltem Braten und einigen Bouteillen guten Wein, verplauderten wir vergnügt ein paar Stunden, bis die Müdigkeit uns erinnerte, daß es Zeit zum Schlafengehen sey.

Am nächsten Morgen hatte ich das Vergnügen, unsern Wirth hergestellt zu finden; er hatte die Güte, selbst mich herum zu führen in einem Theil seiner Besizung, die einen sehr bedeutenden Umfang hat. Von dem eigentlichen Wohnhause, das nach dem Plane sehr hübsch werden kann, stehen nur die Flügel, wovon der eine von ihm selbst und Herrn von Weg, der während seiner Abwesenheit die Verwaltung seines Gutes übernimmt, bewohnt wird, der andre aber noch unvollendet ist. Die Lage des Hauses am Fuß des *Manioc*-Berges ist angenehm, und gewährt eine reiche Aussicht auf die ganze umliegende Landschaft. Auch ist dieser Platz mit einem marmornen Springbrunnen geziert, zu dem das Wasser in blehernen Röhren vom Berge aus geleitet ist.

Es hat viele Mühe und Geld gekostet, diesen mit großen Felsstücken bedeckten Platz zu ebnen.—Von hieraus führt ein gerader Weg etwa vier hundert Schritt weit,

bis zu den Wirthschafts-Gebäuden, wobey man vor sechs in einer Reihe, von Lehm und Stangen sauber gebauten, Negerhütten vorbeikommt. Eine solche Hütte besteht aus drei Abtheilungen, wovon die erste zur Wohnung und Küche gebraucht wird, die beyden andern Schlafzimmer sind mit reinlichen Matten versehen. Die Thüren sind zum verschließen, und die Fenstern vierkantige Löcher. Die Wirthschafts-Gebäude des Gutes bestehen aus zwey Häusern, wovon das eine Wohnzimmer, das andre Magazine und die Kaffeemühle enthält, wo Langsdorff auf eine sehr zweckmäßige Weise den getrockneten Kaffee mittelst hölzerner Walzen reinigen läßt, welches dem gebräuchlichen Stampfen desselben sehr vorzuziehen ist. — Um halb acht Uhr machten wir uns unter Anführung von Rugendaz auf, um die *Serra d'Estrella* zu besteigen. Das Wetter war uns zu dieser Promenade besonders günstig, da der Himmel mit Wolken bezogen war, und nur zuweilen einzelne Sonnenblicke den reinen Anblick der schönen Gegend verstatteten.

Wenige Schritte vom Hause fängt nun die merkwürdige Straße an, die von dem Könige vor ungefähr zehn Jahren über das Gebirge *Estrella* angelegt worden ist. Es ist ein wahres Riesengericht und kann der Schwierigkeit ihrer Anlage, so wie des Nutzens wegen, ohne Ruhmredigkeit den großen Werken der Römer, und der berühmten Napoleons-Straße an die Seite gesetzt werden.

Aus großen breiten Feldsteinen, sehr solid gepflastert, führt diese Straße in einer Breite von sechs Faden, drei *Leguas* oder Meilen weit, beständig Berg an, über ein durch

Abgründe und Felsen früher fast nicht zu bereisendes Gebirge, bis auf die Spitze der *Estrella* und dann noch eine ziemliche Strecke auf seinen Ramm fort, auf die Straße nach *Minas*, und befördert diese wichtige Communication, auf der sonst jährlich mehrere Menschen umkamen und gewöhnlich der zehnte Theil der Maulthiere und Waaren verunglückte. Wir stiegen eine gute Stunde lang scharf bergan, kamen mehreren Langsdorffschen Kolonisten vorbei, bei denen schon Bananen und Kaffee-Bäume trefflich gediehen, und erreichten dann eine *Venda*, wo eine hübsche freundliche Brasilianerin uns mit *Sangrida*, Käse und Brodt bewirthete. Hier genossen wir den ersten reichen Anblick über die ganze romantische Gegend, die sich in dem schönen Thal von *Manioc* schloß, und sich weiterhin öffnete nach dem Meerbusen zu, der mit seinen Inseln und einem Theil des Küsten-Gebirges in blauem Nebel verhüllt vor uns lag. Uebermals stiegen wir eine starke Stunde lang bis zu einer zweiten *Venda*, und dann noch eine halbe Stunde immerfort steil bergan bis auf den höchsten Punkt dieser Straße, von wo aus dieselbe noch eine Meile weit in gerader Richtung fortgeht, und dann endet. Herrlich ist der Anblick des Urwaldes auf beiden Seiten. Die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Bäume ist unendlich, vorzüglich auffallend aber ist der große *Cecropien* (Faulthier-Baum), dessen mächtige, dunkelgrüne Blätter auf der untern Seite eine glänzende Silberfarbe haben, und sich dadurch vortrefflich unter dem andern Laube auszeichnen. Auf der höchsten Spitze des Weges, gleichsam als Wahrzeichen, steht eine ungeheure brasilianische Fichte, die einzige

in dieser Gegend, die mit ihren weit ausgreifenden, nackten Nestern mit den dichten Nadelkronen über alle anderen Bäume hervorragend, einige Meilen weit gesehen werden kann. Eine unzählige Menge prächtiger Gewächse, worunter besonders Aloen mit dreißig Fuß hohen Blüthen = Stengeln und viele andre duftende Blüthen und Stauden, gewährten uns Schatten und Wohlgeruch, während beständig hin und her wandernde Truppen von beladenen Maulthierern, viele neugekaufte Sklaven mit ihren rothen Mützen, tausendfarbige große Schmetterlinge, und laut singende Cikaden, doch nur wenige Vögel, die Szene belebten. Dann und wann schlüch sich eine Schlange, von denen es hier viele giftige giebt, raschelnd durch die Büsche, große Eidechsen liefen über den Weg, und Affen guckten neugierig aus den Gipfeln der Bäume herab.

Doch über alle Beschreibung erhaben ist die Aussicht, die man ohnweit der höchsten Spitze des Berges, von einem etwas von Bäumen gelichteten Standpunkt genießt.

Mit einem einzigen Blick übersieht man hier ein Panorama, das sich die glühendste Einbildungs-Kraft nicht herrlicher denken kann.

Die Gebirge von *Manioc* und *Estrella* scheinen so eben sich dem Chaos entwunden zu haben, und in rauher Majestät bieten sie dem Auge den erhabenen Anblick einer Urwildniß dar, wo mächtige Waldungen von tausendjährigen Bäumen, mit rothen nackten Granitblöcken abwechselnd, die bildende Hand des Menschen erwarten. Weiter hin breitet sich das Thal von *Manioc* mit den freundlichen Gebäuden in reizender Abgeschlossenheit aus, und über dasselbe hinüber wird

die Wildniß oft belebt durch einzelne sauber gebaute Häuschen, der Kirche von *Ynhomerim* und dem Dörfchen *Porto d'Estrella*. Nun erscheint die prachtvolle Bay in lieblicher Ausdehnung; ihr ruhig silberner Spiegel, von grünbelaubten Inseln unterbrochen, — jetzt die Kaiserstadt *Rio de Janeiro* in ihrem ganzen Umfange, die zahllosen Häuser, aus denen sich der Rauch wirbelnd emporhebt, von der Sonne hell erleuchtet, der köstliche Hafen mit einem Wald von Masten bedeckt, *Praya Grande* und die Umgebungen der rechten Seite mit dem romantischen Hintergrunde von blauen Felsen, und wenn beym Zuckerhut das Auge sich in der unermesslichen Ferne des Weltmeers verliert, findet es einen Ruhepunkt an dem herrlichen Küsten-Gebirge, deutlich erkennend den, seine Auferstehung erwartenden, brasilianischen Riesen. — Stehe auf! und herrsche! — schon hast du die eiserne Rinde gesprengt, die Aberglauben und Tyranny seit drey Jahrhunderten um dich geschlungen hatten; erhebe dich vollends! und nimm ein den glänzenden Platz, für den die große, gütige Natur dich bestimmte! — (\*)

Der Rückweg war, da er beständig sehr steil bergab geht, besonders angreifend; da empfindet man erst die wirkliche Schwierigkeit bei Anlegung dieser Straße in seiner ganzen Größe, und sehr ermüdet gelangten wir um 2 Uhr nach *Manioc*, wo uns ein treffliches Mittagessen stärkte. Nach Tisch führte mich Hr. von L. noch seiner Koffee-Plan-

---

(\*) Das Gebirge hat, aus einer gewissen Entfernung gesehen, die Gestalt eines ungeheuren schlafenden Riesen, und das Motto *Surge et impere*, ist die Devise von Brasilien.

tage die etwa fünf hundert Schritt von den Wirthschafts-Gebäuden anfängt, jezt nur aus circa fünfzig tausend Bäumen besteht, und dieses Jahr nur hundert und zwanzig Arroben trägt; doch hofft er in dem Nächsten mehr als das Doppelte zu erndten. In der Mitte steht ein hübsches Haus zum Aufbewahren des Kaffees bey schlechtem Wetter, und daneben ist ein von Siegeln gemauerter Platz zum Trocknen. Herr von L. geht von dem hier im Lande üblichen Gebrauch, die Kaffeebohnen auf Leimbahnen zu trocknen, ab, da er behauptet, daß sie dadurch einen Erdgeschmack annehmen, den man allgemein dem brasilianischen Kaffee zuschreibt. Eine neu angelegte Siegelbrennerey liefert ihm, außer den zum Bauen nöthigen Siegeln, auch Dachpfannen, die er in Form der deutschen verfertigen läßt, welche weit zweckmäßiger, als die hier gebräuchlichen schwerfälligen brasilianischen sind. Auf dem Rückwege besahen wir die *Venda* des Gutes, bei der auch eine Schnittwaaren-Bude ist, nebst einem offenen Schoppen oder *Granja* für Maulthiere, die für die Summe von fünfshundert Mille Reis jährlich, verpachtet ist; ein paar nebenbey gebaute Kolonisten-Häuser geben dem Ganzen das Ansehn eines Dörfchens. Auf einem freyen Platz vor denselben versammeln sich des Abends die Einwohner dieser Gegend, und auch wir begaben uns nach eingenommenen Thee dahin, und unterhielten uns während des schönen Abends mit den Kolonisten, unter denen einige recht artige Mädchen waren.

Den nächsten Morgen unternahmen wir eine Streiferey nach dem Urwalde, der noch einen bedeutenden Theil von

*Manioc* einnimmt; es erregt eine ganz eigne Empfindung, wenn man in denselben eingedrungen, unter dem Schatten-Dache ehrwürdiger, viel hundertjähriger Bäume, über ihre bereits halb zur Erde verwandelten Vorgänger klettert, und nur hier und da eine Art Fußsteig findet, den vielleicht Jäger gebahnt haben. Der sonnenhelle Mittag verwandelte sich in eine dunkelgrüne Dämmerung, und die in einander geschlungenen Bäume und Sträucher erlaubten uns nur wenige Schritte vor uns zu sehen. Wehe dem, der sich in diesem Labyrinth verirrt; sein Leben ist in der größten Gefahr. Dieses erfuhr selbst Hr. v. L. vor einiger Zeit, wo er sich in Begleitung seiner drey Gesellschafter und zweyer Neger auf einer Jagdpartie zu tief in diesen Urwald hinein gewagt hatte; sie konnten, ohngeachtet ihres Compasses, sechs und dreißig Stunden lang den Rückweg nicht finden, und verdankten ihre endliche Rettung nur dem Zufalle, daß die Leute von *Manioc* die sie überall aufsuchten, einen Hund mitgenommen hatten, der sie auf die rechte Spur brachte. — Die Mannigfaltigkeit der Bäume dieses Urwaldes ist sehr groß, viele von erstaunlicher Höhe, und dem schönsten glatten Stamme; aber vor allen merkwürdig ist der amerikanische Feigen-Baum, wovon es hier große Exemplare giebt; ein Theil seiner ungeheuren Wurzeln erhebt sich nämlich aus der Erde über dreißig Fuß hoch und in einem verhältnismäßigen Umfange, und bildet um den Stamm herum ein förmliches Höhlen-Labyrinth, einen Aufenthalt der Schlangen und Eidechsen. Viele dieser Höhlen haben einen solchen Umfang, daß ein paar Menschen darin Platz finden; von den mächtigen weit ausgebreiteten Nesten

hängen die Lianen bis auf den Boden herab, gleich starken zwei Finger dicken Tauern; wenn man sie anschneidet, geben sie eine Menge weißen zähen Safts. Die Krone des Baums, hoch in den Lüften, ist ganz mit Schmaroger-Pflanzen bedeckt, und fast erstickt. Neben diesen Greisen stehen schlanke Palmen, von denen wir eine junge Kohl-Palme umhieben, und auf Steinen, an einem plätschernden Bach gelagert, uns ihr Mark, das nussartig schmeckt, vortrefflich behagen ließen, indem wir mit unsern Chili-Hüten das kristallhelle Wasser der Quelle dazu schöpften.

Von hier aus besuchten wir mehrere Kolonisten des Hrn. von L. Er hat deren neun auf seinem Gute, größtentheils aus der französischen Schweiz; nur Einer von ihnen ist ein Faullenger, die Uebrigen sind arbeitsame Leute und kommen gut fort. Mehrere besitzen schon Kaffee-Bäume, die im nächsten Jahre eine Erndte geben werden; die Bananen tragen reichlich, und die Bohnen, ein Hauptessen der Leute, stehen sehr gut. Besonders genau besahen wir die Pflanzung eines Mannes, der erst seit 11 Monaten da angefangen hat, wo auf derselben Stelle noch dicker Urwald stand. Er hat alle Arbeit einzig mit Hülfe seiner Frau und seines erwachsenen Sohnes vollbracht, und besitzt jetzt ein hübsches Häuschen nach der Art der Negerhütten von Lehm und Holz, nur größer gebaut, mit ordentlichen Glasfenstern, inwendig sauber eingerichtet, mit Vorhänge-Betten, Tischen, Stühlen u. s. w., dabey ist der Umfang seiner Plantage ziemlich bedeutend, schon jetzt erndtet er seine eigenen Bohnen, die Kaffee-Bäumchen stehen vortrefflich, Bananen, Orangen, Limonen, Ananas, alles gedeiht, und

in längstens drey Jahren hat er eine Besizung, die ihn reichlich ernährt. Der Anblick einer solchen neuen Pflanzung ist kahl, und daher nichts weniger als hübsch, die Art wie man dieselbe anlegt, folgende:

Nachdem das Unterholz weggehauen ist, werden die großen Bäume so viel möglich in einer Richtung gefällt, man löst sie mit dem Laube einige Tage trocknen, und dann wird dieses bey günstigem Winde angezündet. Der größte Theil brennt zu Asche, nur die großen, saftigen Stämme widerstehen dem Feuer, und bleiben liegen, bis sie nach ein paar Jahren verfaulen, und neuen Dünger geben. Nun dienen sie aber dazu, den jungen Kaffee-Pflänzchen, die man sogleich setzt, Schutz zu geben, da sie den Schatten lieben. Zugleich werden Bohnen, Pisang und Orangen gepflanzt, und wenn das Unkraut nur stets sorgfältig ausgerottet wird, gedeiht alles mit unglaublicher Geschwindigkeit.

Die Kolonisten werden während der drey ersten Jahre von Hr. v. L. unterhalten, wofür sie eine bestimmte Zeit auf seinem Hofe arbeiten müssen; ihre kultivirten Ländereyen gehören ihnen eigenthümlich, gegen einen Grund-Zins von dem zehnten Theil des jedesmaligen Ertrages. — Die Ansiedelung des Herrn Weeg ist auf einer sehr günstigen Stelle, wie gesagt, erst vor drey Monaten angefangen, doch ist schon der größte Theil des Kaffees gepflanzt, da er mehrere eigne Neger besitzt.

Ich besah noch die Geräthschaften zur großen Reise, die Hr. L. in wissenschaftlicher Hinsicht und Begleitung der früher erwähnten vier Herren, durch einen bedeutenden Theil

Brasilien's unternemen wird. Er hat zwey Selte, vierzehn Maulthiere und die nöthigen Treiber und Führer-bereits versammelt, und denkt die Reise übermorgen anzutreten.

Nur wer das Land kennt, kann sich einen Begriff machen von den Mühseligkeiten und Entbehrungen, denen man auf einer solchen Reise ausgesetzt ist.

Nach eingenommenem Mittag's-Essen wünschten wir uns gegenseitig eine glückliche Reise, und ich ritt nach *Porto d'Estrella* zurück, wo ich das bestellte Bot nicht vorfand, mich daher entschloß eine Mineiro's-Barke allein zu engagiren, was fünf mille Reis kostete. Die Abfahrt geschah bei dem schönsten Mondschein, doch bald wurde ich müde, hüllte mich in meinen Mantel und schlief unter dem Verdeck des Botes, mein Päckchen unterm Kopf, auf einer ausgebreiteten Ochsenhaut recht sanft bis Morgens sechs Uhr, wo ich in *Rio* anlangte.

Hier kann ich die Bemerkung nicht unterlassen, daß man in *Rio*, wie in allen Tropenländern, den Mondschein mehr fürchtet, als den Sonnenschein, und daß selbst die Neger sich dagegen das Gesicht zu bedecken suchen. Die Mondstrahlen sollen auf den unbedeckten Kopf eine schädliche Wirkung haben, und ich habe selbst einen Menschen mit einem ganz verzogenen Gesichte gesehen, das er durch den Schlaf im Mondschein sich zugezogen hatte.

---

*Rio de Janeiro*, den 25. May 1824.

Als Seitenstück zu meinem vorigen Briefe dient mein heutiger, indem ich endlich einen Lieblingswunsch erfüllt, und *Tejuca*, zugleich auch die vorzüglichste Kaffeepflanzung um *Rio* gesehen habe. Am letzten Sonntag machte ich mich, in Begleitung eines Freundes, reitends auf den Weg dahin, denn zu Wagen läßt sich dieser Weg schlechterdings nicht machen. Schon um sechs Uhr saßen wir zu Pferde, und kamen um halb neun Uhr bei *Babiste* an, wo der Herr zwar wieder nicht zu Hause war, wir aber in Gesellschaft einiger Brasilianer, die einen Spazierritt hither gemacht hatten, ein recht gutes Frühstück einnahmen. Hier engagirten wir als Conductor bis zum Wasserfall einen Neger, der dann lustig neben unsern Pferden hertrabte. Der Weg führte über *Boa Vista*, wo wir nochmals der reizenden Aussicht uns erfreuten, einen äußerst gebirgigten, oft vom Regen verwüsteten Pfad durch einen dichten Wald, wo man nur zuweilen eine freye Aussicht auf das Meer hat, und selten eine Wohnung antrifft, ohngefähr anderthalb Meilen weit, bis zu einer *Venda, da Cascada* genannt, wo wir unsre Pferde zurücklassen mußten, um den übrigen Weg bis zum Wasserfall, durch einen sumpfigen Wald zu Fuß zurückzulegen. Man hört das Rauschen desselben in einer ziemlichen Entfernung, und nachdem wir ohngefähr zwei tausend Schritt immer durch rauhen Urwald gemacht hatten, gelangten wir an Ort und Stelle. In einer Breite von 50 Fuß stürzt ein kleiner Fluß in zwey Absätzen, jeder ohngefähr 40 Fuß hoch, über einen ter-

raffenartigen, steilen, pechschwarzen Granitfelsen. Nach dem ersten Absatz fließt er eine ziemliche Strecke schäumend fort, bis er sich den zweyten herab begiebt. Die Wassermasse war jetzt so geringe, daß ich bis auf einige trockene Steine in der Mitte zwischen beyden Fällen gehen konnte, von wo dieselben, durch den Abstand des weißen Schaumes, zu den schwarzen Felsen des ersten, so wie des, in einen wild verwachsenen Schlund sich stürzenden zweyten Falles, einen pittoresken Anblick geben. Wir verweilten hier unter dem kühlen Obdach eines überhangenden Felsens, der eine natürliche Grotte, so wie zwey große Steine darunter; Tisch und Bank bilden, und wo eine Gesellschaft Engländer, die eben vor uns angekommen waren, ihren Cognak mit uns theilten, den wir mit dem trefflichen Wasser des Falles vermischt uns wohl schmecken ließen, und dann den Rückweg antraten. Wir mußten, um das Landgut von Moor, an den wir eine Empfehlung hatten, zu erreichen, drei Viertel des vorigen Weges zurück reiten, dann wendet sich derselbe rechts über einen andern Theil des Tejuca-Gebirges, und wird an manchen Stellen so steil, daß wir absteigen und unsre Pferde führen mußten. Sobald man in das Thal hinunter sieht, wird man überrascht durch den Anblick mehrerer sauber gebauten, mit Neben-Gebäuden versehenen Häuser, und der großen bedeutenden Kaffeepflanzungen, die sich überall längs den Bergen hinaufziehen. Nachdem wir einige Bäche durchritten waren, und uns an der lieblichen Kühle eines Wäldchen ergötzt hatten, befanden wir uns am Ziel unsrer Reise. Herr Moor ist ein Holländer von Geburt, diente in den Jahren

1791, 92, als Arzt in der holländischen Armee, widmete sich später dem Kaufmanns-Stande, wo er als Cargadeur mehrere große Reisen machte, und endlich vor 6 Jahren sich hier anbaute. Er besitzt ein auf holländische Art gebautes, hübsches zweystöckiges Haus, mit mehreren Nebengebäuden, und ein sehr ausgebreitetes vortreffliches Terrain, auf dem er bereits über hundert tausend Kaffee-Bäume gepflanzt hat, und noch immer mehr Land urbar macht.

Er empfing uns äußerst freundschaftlich, und hatte die Güte, uns überall in seiner Besitzung herum zu führen. Die Kaffeebäume, die alle in dem kräftigsten Zustande sind, stehen 8 Fuß von einander, und werden beständig in der Höhe von 6 Fuß gekappt, dieses geschieht so wohl, um das Sammeln der Bohnen oder Kaffee-Kirschen zu erleichtern, als um den Bäumen mehr Kraft zu geben; zuweilen müssen auch die üppigsten Ausschüsse verschnitten werden. Von dem dritten Jahre an trägt der Kaffeebaum; im fünften ist er in seiner vollen Kraft, dann kann man rechnen, daß der Baum jährlich im Durchschnitt ein Pfund Kaffee giebt; 2, 3 und 4 Pfund sind Seltenheiten, und noch mehr, findet nur statt, wenn derselbe etwa in der Nähe eines Misthaufens steht, oder gedüngt wird. Bey guter Pflege kann der Kaffee-Baum dreißig Jahr alt werden, und noch Nutzen geben. Die Erndte geschieht zwey mal im Jahre. Im May, wo die Haupt-Erndte ist, und im October. Sonderbar ist es, daß diejenigen Kirschen, die im ersteren Zeitpunkt nicht reif werden, bis zum October in diesem Zustande bleiben, und dann erst ihre rothe Farbe bekommen. Die Kaffee-Kirsche wird, so wie sie

gelesen ist, auf einen großen ebenen Plan vor dem Hause der in verschiedene Abtheilungen gesondert, nur glatt geschlagen, nicht genauert ist, getrocknet; (Moof behauptet gegen Langsdorff, daß die Erde dem Kaffee nicht schadet). So lange die Kirschen noch frisch sind, ist der Regen nützlich, und befördert die Absonderung des Fleisches von der Bohne; halb trocken, müssen sie bey einfallenden Regen, verwahrt werden; der vollkommen trockene Kaffee kommt in die Mühle. Diese besteht aus zwey hölzernen, massiven, einen halben Fuß breiten Rädern, die sich um eine Kurbel in einer runden Rinne herum drehen, in der die Bohnen geschüttet werden. Eine Gabel; die den Rädern folgt, wirft die durch den Druck derselben an die Seite gepressten Bohnen wieder hinunter, ohngefähr, wie bey der Dehl-Mühle. Herr Moof hat zu diesem Behuf ein schönes steinernes Gebäude angelegt, das zugleich ein großes Magazin enthält. Das Maschinen-Werk der Mühle ist besonders stark, und sie wird in Bewegung gesetzt durch das Wasser eines Baches, das durch eine leichte Vorrichtung sogleich in großer Menge auf einige von dem härtesten Holz gebildete Räder fällt. Herr M. hatte die Gefälligkeit, uns die Behandlungs-Art zu zeigen. In einer Viertel-Stunde war eine bedeutende Parthie von der Hülse gesondert, und eine gewöhnliche Getreide-Pug-Maschine lieferte uns sogleich den schönsten reinen Kaffee, der zwar hier, wie in ganz Brasilien, nicht die blau-grüne Farbe des von St. Domingo hat, indefs sich beständig verbessert, und durch zweckmäßige Behandlung in den letzten Jahren schon weit vorzüglicher, wie früher, geworden ist.

Ein großer Küchen = Garten ohnweit des Wohnhauses enthält alle möglichen Gemüse = Arten, sogar vortreffliche Spargeln und Blumenkohl, wovon der Ueberfluß für schweres Geld in der Stadt verkauft wird. Andre Felder enthalten Bohnen und Manioc zum Unterhalt der Neger. In einem geräumigen Wirthschafts = Magazin zeigte Mook uns feine Vorräthe von eigengebakenem Brod, das sehr schmackhaft ist, selbst verfertigte Käse, Chinesische Bamanen, Kohl und andere Gemüse, alles mit wahrhaft holländischer Sauberkeit geordnet. Einige sehr nette Nebenhäuser sind die Wohnungen für seine Neger, von welchen Letzteren er eine ansehnliche Zahl besitzt, und deren gesundes, frohes Aussehen, so wie die vielen muntern Kinder, die sie haben, für die gute Behandlung der Herrschaft spricht. Kurz — es ist eine vollkommen eingerichtete Landwirthschaft; mit Recht giebt man ihr den ersten Rang unter allen in diesem Lande befindlichen Pflanzungen, auch ist sie so berühmt, daß der Kayser und die Kayserin, schon ein paar mal Mook besucht haben, sich alles mit vieler Aufmerksamkeit haben zeigen lassen, und er dem Kayser einen Plan seiner Kaffeemühle hat überreichen müssen.

Bey unserer Rückkunft nach dem Wohnhause fanden wir noch ein paar Bekannte aus der Stadt, und dann stellte uns Mook seiner Familie vor, die aus seiner Gemahlin, einer gebornen Engländerin, ihrer Tochter von 16 Jahren, und zwey jüngeren Söhnen besteht.

An der fröhlichen Mittagstafel entschwanden uns die Stunden wie Augenblicke. Wenn schon auf den ersten Blick die würdevolle Haltung der Mutter, und die schöne liebliche

Gestalt der Tochter für sie einnahm, so wurde das Interesse noch unendlich erhöht, wenn man, bey näherer Bekanntschaft, ihren liebenswürdigen Charakter kennen lernte. Die Unterhaltung, die sehr belebt war, wurde größtentheils in französischer und englischer, zuweilen auch in holländischer und portugiesischer Sprache geführt, in welchen allen die Tochter Meisterin war. Warlich unerwartet war es mir, hier in brasilien's Wildnissen, die feinste Bildung der Hauptstädte Europens anzutreffen. Als die Uebrigen zur Stadt ritten, nahm ich mit Vergnügen Moofs Anerbieten an, die Nacht dort zu bleiben. Diesen Abend hatte ich noch oft Gelegenheit, die reizende unbefangene Liebenswürdigkeit der schönen Henriette, zu bewundern, ihre ruhige, verständige und doch leichte Art wie sie alle Geschäfte der Wirthhaft besorgte, und die freundliche, gutmüthige Weise, wie sie die Neger und die kleinen Kinder derselben behandelte; auch waren Alle ihr mit inniger Liebe ergeben.

Den nächsten Morgen ritt ich, in Begleitung von Moof, nach der Stadt zurück. Von einer Anhöhe aus zeigte er mir den großen Umfang seiner Besizung, die man hier mit einem Blick übersieht; und dann besuchten wir seinen Nachbar Leze's ne, der ebenfalls eine vorzügliche Kaffee-Plantage hat, die, jedoch der Moofschen bey weitem nachsteht, da die Bäume zu nahe gepflanzt sind. Der alte Leze's ne war der Erste, der hier um Rio eine Kaffee-Pflanzung anlegte; er lebt nicht mehr, wohl aber seine Wittve und Kinder, wovon die Tochter an den russ. Vice-Consul Kielchen verheyrathet ist, der Sohn die Besizung verwaltet. Unterweges hielten wir einen Augenblick

an, bey der vor zwey Jahren angelegten Pflanzung eines französischen Grafen, der uns mit einem delicaten Glase Kirschwasser traktirte; sein Wohnhaus ist noch unvollendet, doch die Plantage ziemlich avancirt. Um 10 Uhr waren wir in *Rio de Janeiro*.

Nach den sorgfältig gemachten Beobachtungen, muß ich hier bemerken, daß sich in Brasilien anzubauen, wahrlich keine so leichte Sache ist, wie man sich in Europa einbildet. Wenn man eigenes großes Vermögen besitzt, in welchem Falle aber wohl selten jemand Europa verlassen wird, läßt sich hier freylich so gut, wie irgendwo, ein schönes Etablissement errichten, und das herrliche Klima, so wie die reiche Natur, gewährt doppelten Genuß; nur ist wohl zu berücksichtigen, daß auch in diesem Falle man durchaus die nöthigen Kenntnisse haben muß, um sein Geld nicht geradezu wegzuworfen, und selbst dann kömmt einem das Grundstück so theuer, durch Gebäude und passende Einrichtungen, daß man bey einem Verkauf gewiß nicht das darauf verwandte Geld wieder bekommt.

Ist man gar genöthigt, zur Vollendung seiner Anlage, oder zum ferneren Ankauf von Sklaven, Geld aufzunehmen, so fällt leider der große Vortheil weg durch die hohe Rente, die hier gesetzlich 12 Pct. ist, und es gehören glückliche Conjunctionen dazu, sich aus den Schulden heraus zu arbeiten und die Früchte seiner Bemühungen wirklich genießen zu können. Nur eine einzige Art giebt es, wie man hier mit reellem Vortheil eine Pflanzung anlegen kann, und das Beispiel habe ich gesehen an einem Mann namens King. Dieser kam vor 5 Jahren nach *Rio*, wo er das erste Jahr auf

einem Comptoir conditionirte; nachdem er hier sich bemüht hatte, die nöthigen Vorkenntnisse durch oftmaliges Besuchen des Landes zu erlangen, und der Sprache mächtig war, kaufte er sich von seinem ersparten Gelde zwey Neger', die nothwendigsten Geräthschaften, etwas Mehl und gedörrtes Fleisch, und ließ sich neben dem Orgel-Gebirge von der Regierung ein rohes Stück Land geben, was nichts kostet. Hier baute er sich eine elende Hütte, die er mit seinen Negern zusammen bewohnte, und gänzlich wie sie lebend, unterzog er sich dem schrecklichsten Ungemach mit stoischer Gleichgültigkeit, den ganzen Tag nur mit hacken, graben und pflanzen beschäftigt, worin er es bald selbst seinen Sklaven zuvorthat. Dieses traurige, von allen gebildeten Geschöpfen abge sonderte Leben führt er seit vier Jahren, fast ohne Unterbrechung, dafür erndtet er aber jetzt von seiner eignen, sehr gut conditionirten Plantage schon bedeutend viel Staffee, und hat sich durch allmäligen Verkauf seiner Erzeugnisse schon sieben eigene Neger angeschafft, womit er zwar täglich seine Pflanzung vergrößert, aber noch nicht daran denkt, sich eine bessere Wohnung, oder mehr Bequemlichkeit des Lebens anzuschaffen. So, und nicht anders, kann, und muß man, beynah ohne Vermögen, in Brasilien in wenigen Jahren wohlhabend werden, und dem darnach gelüftet, der nehme sich ein Beyspiel an diesem Manne, und thue ein Gleiches! — Vergesse aber nicht, daß von den erwähnten Bedingungen auch nicht eine Einzige übertreten werden darf, und die geringste zum Bedürfniß gewordene Behaglichkeit, so wie die billige Forderung jedes cultivirten Menschen an Geselligkeit, den zu erreichenden Zweck unwiderrufflich verrückt. —

Rio de Janeiro, den 1. Juny 1824.

Ich komme so eben von einer sehr ernstern Scene, der Execution eines Verbrechers. Es hatten nemlich schon seit mehreren Monaten falsche Banco=Noten circulirt, endlich glückte es der Regierung, die Thäter zu ergreifen, welches fünf Portugiesen waren. Sie wurden alle zum Tode verurtheilt, doch der Kayser begnadigte sie. Dagegen kam aber die Bank in Corpore ein und erklärte, daß sie für die Zukunft keine Sicherheit hätte, wenn hier nicht ein Exempel statuirt würde, worauf der Kayser den Rädelzführer zum Strange, die übrigen zu den Bergwerken condemnirte.

Die Execution des Erstern geschah auf dem *Monte de Conceição* wo ein Galgen errichtet war; ich kam gerade dazu, als er schon auf der Leiter saß, die Hände gebunden, und eine weite Schlafmütze über den Kopf und das ganze Gesicht gezogen, so daß man nichts davon sehn konnte; ein vorstehender Pfaffe setzte seine Vermahnung fort, und zwey Neger waren als Henker beschäftigt; schon hatten sie ihm den Strick um den Hals befestigt, indessen dauerte es fürchterlich lange, ehe diese beyden Teufel mit den Subereitungen fertig waren, und es war unmenschlich, den Deliquenten so lange leiden zu lassen, da er gewiß zehnfach den Tod durch die beständigen Berührungen der Kerle ausstand; endlich ward er von der Leiter geworfen, indem sich der eine Neger auf seinen Hals schwang (um ihm das Genick zu brechen, und somit war es vorbey. Auf dem Rückwege

begegnete ich in den Straßen vielen Ministranten, die Beyträge sammelten, zu Seelen=Messen für den Gehängten.

Doch laß uns schnell dieses traurige Bild durch ein freundliches verwischen, und folge mir auf meinen letzten Spazier=Ritt. Diesen machte ich nach der früheren Besichtigung des Ministers von Hogendorp, wo dieser, unter Napoleons Herrschaft so merkwürdige Mann, seine letzten Lebenstage zugebracht hat, und die jetzt einem Deutschen, Herrn Scheiner gehört. Wir ritten den Weg nach *Bota Jogo*, dann rechts durch das Thal *Laranjeiras*, längs einem Bach, der fast seiner ganzen Länge nach mit schwarzen Wäscherinnen besetzt war, die aus Leibeskräften die Wäsche auf den harten Granitsteinen zerklöpften, worüber ich nicht unterlassen konnte, meinen Unwillen in derben Flüchen auszulassen, die indessen keinen Eindruck auf sie zu machen schienen. Nachdem wir noch einen ziemlich steilen Berg=Pfad hinaufgeritten waren, kamen wir zum Landsitz des Herrn Scheiner, der uns artig empfing. Er hat hier ein sehr niedliches Haus gebaut, von wo man eine reizende Aussicht in das schöne Thal *Laranjeiras* mit den vielen freundlichen Landhäusern und weiterhin auf einen Theil der Bay und die offenbaaren See genießt. Das alte Haus von Hogendorp dient jetzt zur Ablegekammer und Leute=Wohnung, sein schwarzes Zimmer ist übertüncht, sein Großvater=Stuhl indefs unter altem Gerüll noch conservirt. Die Pflanzung hat einen ziemlichen Umfang, da sie den Hintergrund des Thales einnimmt, besteht aus circa zwanzig tausend Kaffeebäumen die aber seit einigen

Jahren vernachlässigt worden sind, und erst jetzt von Herrn Scheiner wieder cultivirt werden. Dieser ist zugleich Gartenfreund, beschäftigt sich viel mit der Pflege und Züchtung der Früchte, und hat vor Hogendorps natürlichem Eiskeller, einer Grotte, ein hübsches Amaryllis-Beet angelegt. — Der Bach, der sich von hier schäumend ins Thal ergießt, hat eine herrliche Einfassung von Pisang-Bäumen, und die ganze Besitzung wird durch die von Geld unterstützte Sorgfalt des jetzigen Eigenthümers in kurzer Zeit in einem eleganten Zustande seyn. Nach dem Frühstück bestiegen wir den *Corcovado*, den höchsten Berg in den näheren Umgebungen Rio's der nicht weit von dieser Pflanzung liegt. Der Hinaufgang ist sehr beschwerlich und ermüdend, doch wird man auf seinem Gipfel reichlich durch die unendlich große Aussicht belohnt. Das Weltmeer breitet sich in unabsehbarer Ferne zu unsern Füßen aus, und Rio nebst allen Umgebungen, so wie der schöne Meerbusen mit seinen Inseln, von den wunderbaren Gebirgen begränzt, zeigt sich hier in unendlicher Ausdehnung dem bezauberten Blick, während der Geist fast unfähig sich fühlt, die Masse von Größe und Schönheit zu fassen. Auf der höchsten Spitze steht ein Telegraph, der, vom Fuße des Berges aus gesehen, kaum dem bloßen Auge sichtbar ist.

Sehr ermüdet langten wir wieder bey unserm gastfreyen Wirth an, wo uns ein gutes Mittagessen erwartete. Unsern Rückweg zur Stadt machten wir zu Fuß, indem wir unsere Pferde durch Neger führen ließen, und den Weg der

Wasserleitung einschlugen. Nachdem wir einen neben dem Hause befindlichen Berg erstiegen hatten, trafen wir einen Pfad, der um den Felsen herumführt, neben demselben, in einer steinernen Rinne, fließt kristallhelles Wasser mit ziemlichem Fall herab. Wir folgten diesem künstlichen Bache, und erreichten bald das Heiligthum der Rajaden, den Anfang der vortrefflichen Wasserleitung, die *Rio* größtentheils mit Wasser versorgt. Köstlich ist diese Stelle! — man befindet sich in einem runden Bergkessel, der kaum von einer Seite einen schwachen Blick ins Thal verstattet. Schäumend stürzt von einer ziemlichen Höhe mit starkem Rauschen ein Bach herab, und vereinigt fließt sein Wasser, mit dem aus dem eben-erwähnten Kanal, in ein granitnes Becken, und von dort in die Leitung. Herrliche, uralte, üppige Bäume bedecken die Felsen von allen Seiten, bis hoch hinauf in die Wolken, wo sie zusammenwachsend, jedem Sonnenstrahl verwehren, in dieses Asyl zu dringen, in dem, trotz der Hitze des Tages, eine wahre Eiskälte uns beym Eintritt durchschauerte.

Die Wasserleitung von Stein, sechs Fuß hoch und eben so breit, verdeckt gebaut, ist hier von der Außenseite mit dickem Moos und Sträuchern bewachsen, und enthält einen anderthalb Fuß breiten, einen Fuß tiefen, steinernen Kanal, der das Wasser bis zur Stadt führt. Die Bedeckung, die nur selten unterbrochen wird, war nothwendig, um die wilden Berg-Wasser zu verhindern, den Kanal zu zerstören; doch sind häufig vierkantige Luftlöcher angebracht, um den freyen Durchzug der Luft zu verstatten. Hier am Anfange stehen auf einer Platte von weißem Marmor folgende Worte:

*REINANDO EL REY D. IOAÕ V N. S. E.  
SENDO G-or E. C. P-m. G-l. QOVASGA P-as  
E. DADAS. M-as G-es GOMES FR-d DE AN-  
DRADÕ SEO CON-co SARG-to MAIOR DE C-a  
DOS SEOS EXER-tos ANNO 1744.*

Woraus man ersieht, daß dieses Werk vor 80 Jahren, während der Regierung König Johann des Fünften, angelegt worden ist.

Der Weg führt nun längs der Wasserleitung sehr bequem fort, die Aussicht in das schön bebauete Thal bleibt stets reizend, verändert sich aber auf das Angenehmste bey jeder Biegung, und wird immer freyer, größer und umfassender, so daß man zuletzt über dasselbe hinweg, den Zuckerhut, *Round Island*, den Leuchtthurm und die offenbare See erblickt, wo so eben acht Schiffe mit vollen, von der Sonne versilberten Seegeln sich dem Hafen näherten. Nachdem wir eine Stunde gegangen waren, wandte sich der Weg, bey zwey Spig-Säulen, immer auf dem Kamm des Gebirges, links, da rechts ein schroffer nackter Felsen sich erhebt. Hier verändert sich plötzlich die Aussicht, indem das entgegengesetzte Thal sich den Blicken öffnet, anfangs rauh und wild, mit vielhundertjährigen, durch einander gewachsenen Bäumen bedeckt, dann immer freundlicher werdend, zeigt sich *Matta Porco*, *St. Christovão*, ein Theil von *Rio*, endlich liegt die ganze Stadt vor dem entzückten Auge, man sieht die *Ilha das Cobras*, den von flaggenden Schiffen bedeckten Hafen, die Bay, und im Hintergrunde die Kuppel der Manioc und das

Orgel-Gebirge, auf dem sich eben die letzten Strahlen der scheidenden Sonne verlohren. —

Von dem St. Theresien Berge an, ist die Wasserleitung bis hinunter in die Stadt, auf gemauerten Arcaden fortgeführt. Das Ganze ist gut unterhalten, zuletzt 1814, auf Befehl des damaligen Prinz-Regenten, von Grund aus reparirt worden, und wird auch jetzt wieder an vielen Stellen verbessert.

Ich habe bis jetzt gezögert, dir eine Beschreibung der hiesigen Einwohner und ihrer Lebens-Art zu machen, weil dieses gerade die Schatten-Seite von *Rio* ist, doch nun kann ich es nicht länger aufschieben, und will dir wenigstens getreulich berichten, wie ich es gefunden habe. *Rio de Janeiro* enthält ohngefähr 180 bis 200 tausend Einwohner, wovon 3tel Schwarze seyn mögen, Mulatten sieht man in Verhältniß wenige. Die weißen Einwohner sind größtentheils Portugiesen, fast eben so viel geborne Brasilianer, und endlich einige oder mehrere tausend Fremde, aus Engländern, Deutschen und Franzosen bestehend. Die Eingebornen Männer haben einen schlanken, mittelmäßig großen Wuchs, schwarze Haare und Augen, doch nicht ausdrucksvolle Physiognomieen. Das weibliche Geschlecht ist fast allgemein klein; man findet selten unter ihnen ein interessantes Gesicht, noch weniger eine wirkliche Schönheit; nur ihre dunklen meist schwarzen Augen, sind mitunter sehr schön, und werden von den Eigenthümerinnen mit Geschicklichkeit gebraucht; als junge Mädchen sind sie ziemlich schlank, obgleich sie selten oder nie Schnürleiber tragen, sie incliniren aber sehr zum Fettwer-

den, und verliehren dann auch diesen Reiz. Die Kleidung ist übrigens ganz europaeisch, und sie lieben sehr, auf dem nackten, gewöhnlich schönen Arme eine Menge Armbänder und Ketten zu tragen. Die Farbe der Eingebornen ist mehr gelb als weiß, und beyden Geschlechtern fehlt das angenehme Colorit der Wangen; diese Erd- oder Todtenfarbe stellt sich aber selbst bey den Fremden ein, wenn sie eine Zeitlang in diesem Klima zugebracht haben, woran die Hitze vielleicht Schuld seyn mag, daher ist ein neuer Ankömmling durch seine frische Farbe gleich zu erkennen. Bey den Brasilianern sind die Stände scharf separirt, und der eigentliche Adel kommt fast gar nicht mit dem Bürger in Berührung, indessen giebt es unter ihnen hier jetzt keine bedeutenden Personen, die durch Reichthum oder großes, brillantes Leben sich auszeichnen, im Gegentheile folgen sie alle der Sitte des Hofes, und leben äußerst still und eingezo-gen. Der Kaufmannstand ist im ganzen genommen wenig geachtet, da die Mitglieder desselben weder durch Bildung noch Geschmack sich auszeichnen, und ihre Begriffe nicht über ihren Brodt = Erwerb hinaus gehen, jedoch giebt es auch hierin schon achtungswerthe Ausnahmen, und ich kenne selbst Brasilianer, die ihre Kinder auf deutsche Schulen und Universitaeten geschickt haben. Im allgemeinen genommen genießen die Eingebornen fast gar keine ordentliche Erziehung. Die Knaben, selbst die der bessern Familien, wachsen auf in Ungezogenheit und Faulheit, und da man sie von ihrer Kindheit an unter Aufsicht der Neger läßt, werden sie in vieler Hinsicht diesen ähnlich. Wenn so ein Junge lesen, schreiben und rechnen

kann, ist seine Erziehung vollendet; alle übrigen Kenntnisse bleiben ihm böhmische Dörfer. In den Principien der Moral sind ebenfalls die Neger seine Lehrmeister, und da Untreue, Faulheit und Sittenlosigkeit ihnen zur andern Natur geworden sind, so kann man sich einen Begriff von dem Charakter ihrer Söglinge machen.

Die Erziehung der Mädchen wird wo möglich noch mehr vernachlässigt; da sie bis zu ihrer Verheyrathung fast gar nicht, außer zur Messe aus dem Hause kommen, und männlicher Umgang ihnen gänzlich versagt ist, so erhalten sie ihre ganze Bildung von ihren eben so unwissenden Müttern und den Negerinnen. Selten versteht eine von ihnen, außer ihrer Muttersprache, etwas Französisch, von Musik allenfalls sehr mittelmäßig Klavier zu klimpern. Lektüre bleibt ihnen ewig fremd, ihre Unterhaltung kann daher nichts Anziehendes haben, wenn man nicht ein Liebhaber von Equivoquen ist, in denen sie eine große Stärke besitzen, und die in den besten Gesellschaften mit einer verzweifelten Natürlichkeit vorgetragen werden.

Nur in dem Punkt der Liebes-Intriguen sind sie alle vortrefflich bewandert, und hierin besitzen sie eine wirklich bewundernswürdige Geschicklichkeit; auch dreht sich der Stoff aller Damen-Unterhaltungen; einzig und allein um diesen Gegenstand. Ich möchte indessen einen billigen Zweifel hegen, daß eine innige Verbindung mit ihnen viel Glück gewähren kann, denn ohne die geringste Kenntniß der Wirthschaft, die sie gänzlich ihren Negern überlassen müssen, ohne geistige Bildung, selbst in ihrem häuslichen Wesen ohne Sauberkeit

und Grazie, können sie für den fein gebildeten Mann nichts Ansprechendes haben, nur wenn sie Gesellschaft besuchen, oder sich bey den Prozessionen zur Schau stellen, puzen sie sich, und dann ohne Geschmack und mit Blitterstaat überladen.

Daß unter diesen Umständen keine geistreichen Sirkel statt finden können, wird wohl ein jeder ohne meine Erinnerung einsehen, auch besteht die gewöhnliche Unterhaltung in denselben darin, daß man im Kreise auf seinem Stuhl ange nagelt sitzt, mit ziemlichem Anstand gähnt, dann und wann mit seinem Nachbar ein Wörtchen spricht, sein Glas Wasser, oder seine Tasse Thee, trinkt, und höchstens die Abwechslung hat, daß eine Dame sich hinsetzt und ein paar Tänze spielt.

Zum wirklichen Tanz kommt es selten, da fast nie junge Mädchen an einer solchen Gesellschaft Theil nehmen, und daß in der Regel beschränkte Local, so wie die beständige Hitze, nicht besonders zu diesem Vergnügen einladen.

Obgleich ich nun eben von dem schönen Geschlecht der Eingebornen kein reizendes Bild entworfen habe, und gewiß der größte Theil aller hier ansässigen Fremden mein Urtheil vollkommen bestätigen wird, so muß ich doch zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß ich während meines kurzen Aufenthalts Gelegenheit gehabt habe, Portugiesinnen und Brasilianerinnen kennen zu lernen, die eine löbliche Ausnahme von obiger Regel machten, und in deren Gesellschaft ich manche angenehme Stunde verplaudert habe. Ueberhaupt möchten die Fremden oft selbst daran schuld seyn, wenn sie über den Mangel an Geselligkeit klagen, denn erstlich: bemühen sich die wenigsten darum, die portugiesische Sprache, die einmal hier

durch kein Surrogat zu ersetzen ist, so vollkommen zu erlernen, daß ihnen die Unterhaltung darin Vergnügen gewährt, und dann tragen sie zu wenig Sorge, um in einheimischen Familien Zutritt zu finden, was für einen, als solide bekannten, gebildeten Mann, gar nicht so schwer hält, als die Meisten es vorgeben. Wenn daher mit der Zeit mehrere anständige Fremde sich zu diesem Zweck unter obigen Bedingungen vereinigen würden, so bin ich fest überzeugt, daß dieses bald einen wohlthätigen Einfluß auf den allgemeinen Ton haben müßte, da das schöne Geschlecht, dem es, bey allem Mangel an Bildung, keinesweges an natürlichem Wiß und Verstande fehlt, suchen würde, sich Kenntnisse zu erwerben, um dadurch interessant zu werden, und die allgemeine Klage über den gänzlichen Mangel eines angenehmen weiblichen Umganges würde dann von selbst aufhören.

Noch muß ich bemerken, daß es hier Gewohnheit ist Jedermann bey seinem Vornamen zu nennen, so sagt man: *Donna Anna, Isabella; Senhor Carlo, Ernesto*, u. s. w.

Die Fremden theilen sich in *Rio* in drei Nationen, die mit wenigen Ausnahmen, in geselliger Hinsicht keine Gemeinschaft haben. Die Engländer sind unstreitig durch ihren Reichtum, ihre Privilegien, so wie durch den längeren Aufenthalt dieser Nation hier, die angesehenste Klasse, daher nennt der Eingeborne jeden gutgekleideten Fremden gewöhnlich *Senhor Inglese*; ihre Lebensart ist ganz auf englischem Fuß, und die Damen haben nur mit ihren Landsmänninnen Umgang. Sie besitzen größtentheils Landhäuser in den Umgebungen, wo die Männer die Abende und Feiertage zubringen.

Die Deutschen scheinen sich mehr mit den Eingebornen zu amalgamiren. Einige von ihnen haben schon Portugiesinnen geheyrathet; es ist aber keiner unter ihnen, der ein eigentliches Haus macht. In merkantilischer Hinsicht werden sie aber mit jedem Jahre bedeutender, und zählen schon jetzt unter sich Leute von anerkannter Solidität und Einfluß.

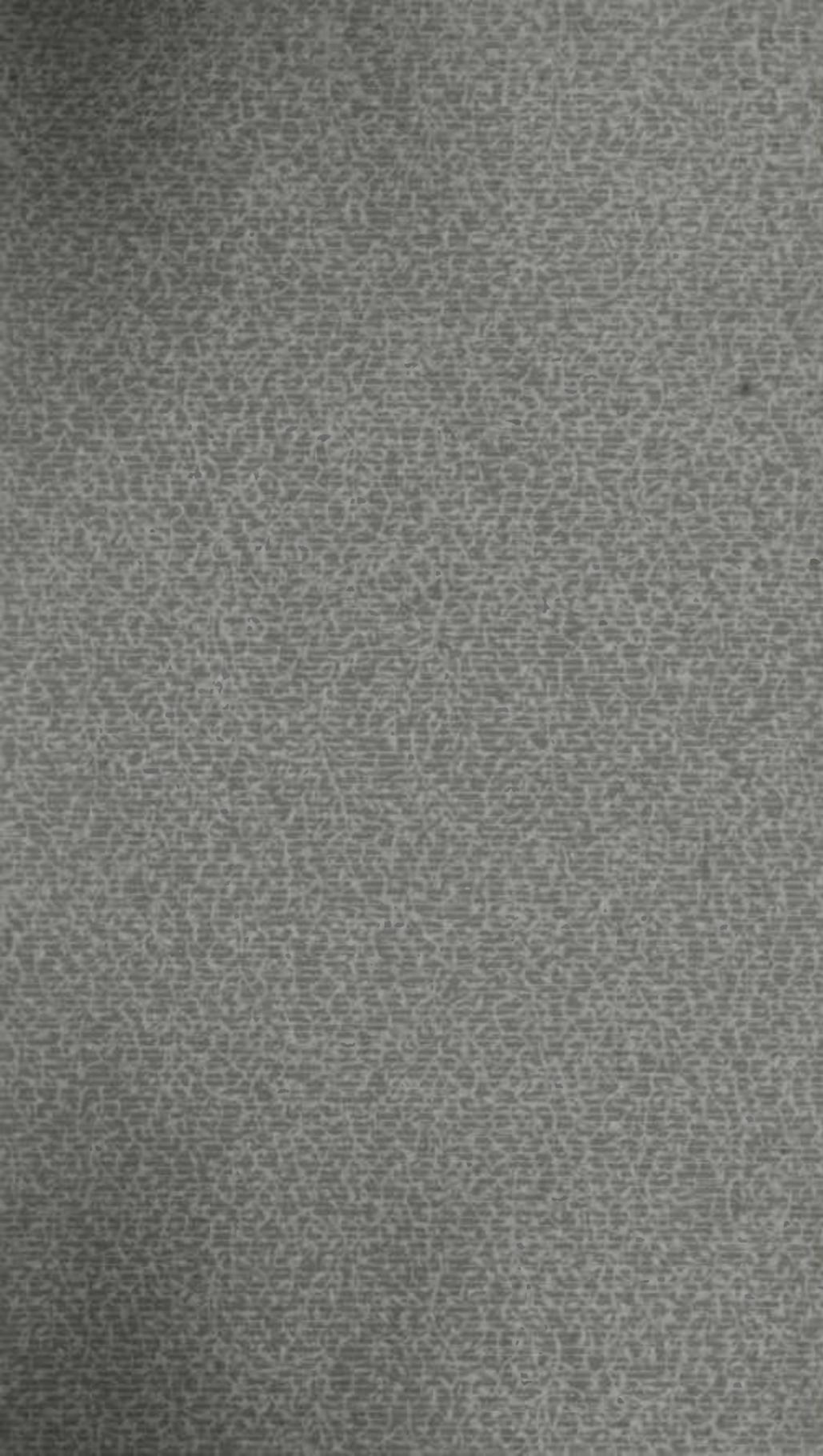
Die Franzosen machen wohl die zahlreichste Klasse der Fremden aus, doch besteht der größte Theil aus Boutiquiers, und genießt, mit wenigen Ausnahmen, keiner ausgezeichneten Achtung; von dem weiblichen Theil sollen viele in ihrem Vaterlande zu den galanten Damen gehört haben; in wie fern dieses der Wahrheit gemäß ist, kann ich nicht beurtheilen, ich habe aber Gelegenheit gehabt, sehr achtungswerthe und liebenswürdige unter ihnen kennen zu lernen.

Mit den öffentlichen Vergnügungen ist es kläglich bestellt, oder vielmehr es giebt deren gar keine. Der Brasilianer setzt sich des Abends vor seine Hausthüre und raucht seine Sigarre, höchstens geht er mit ihr bis zum Ufer der Bay am Pallastplaze um frische Luft zu schöpfen, selten aber folgt ihm seine Familie dahin. Der öffentliche Garten liegt ihm schon zu weit, wenn er nicht zufällig in dessen Nachbarschaft wohnt, und daher kann man diesen beynah gar nicht als einen allgemeinen Vergnügungs-Ort ansehen. Das Theater wird fast gar nicht vermisst, denn selbst, als es existirte, wurde es größtentheils nur von dem Adel besucht; gewöhnlich wußte man in der Altstadt nicht einmal welches Stück gespielt wurde, und die Spielzeit, von 8 bis 12 Uhr, war für alle Geschäftsleute durchaus nicht passend. Von











## BRASILIANA DIGITAL

### ORIENTAÇÕES PARA O USO

Esta é uma cópia digital de um documento (ou parte dele) que pertence a um dos acervos que participam do projeto BRASILIANA USP. Trata-se de uma referência, a mais fiel possível, a um documento original. Neste sentido, procuramos manter a integridade e a autenticidade da fonte, não realizando alterações no ambiente digital - com exceção de ajustes de cor, contraste e definição.

**1. Você apenas deve utilizar esta obra para fins não comerciais.** Os livros, textos e imagens que publicamos na Brasiliiana Digital são todos de domínio público, no entanto, é proibido o uso comercial das nossas imagens.

**2. Atribuição.** Quando utilizar este documento em outro contexto, você deve dar crédito ao autor (ou autores), à Brasiliiana Digital e ao acervo original, da forma como aparece na ficha catalográfica (metadados) do repositório digital. Pedimos que você não republique este conteúdo na rede mundial de computadores (internet) sem a nossa expressa autorização.

**3. Direitos do autor.** No Brasil, os direitos do autor são regulados pela Lei n.º 9.610, de 19 de Fevereiro de 1998. Os direitos do autor estão também respaldados na Convenção de Berna, de 1971. Sabemos das dificuldades existentes para a verificação se um obra realmente encontra-se em domínio público. Neste sentido, se você acreditar que algum documento publicado na Brasiliiana Digital esteja violando direitos autorais de tradução, versão, exibição, reprodução ou quaisquer outros, solicitamos que nos informe imediatamente ([brasiliiana@usp.br](mailto:brasiliiana@usp.br)).